



Inhalt: Frau Judit Jókai (mit Porträt). — Wohnungsnothliche Intelligenz. Humoreske von A. v. Winterfeld. (Schluß). — Ein Spaziergang im Salon. Planderei von Louise Mühlbach. (Schluß). — Die schönen Dinge der Weltausstellung. Von Ludwig Pfau. I und II. — Das Adoptivkind. Zum gleichnamigen Bilde von Fr. A. Koeffel, von Ludwig Pfau. — Zur Geschichte der Titulatur und des Ranges. Von George Hefekiel. — Und dennoch! Von Helene. — Mazurka. Von Moriz Moszkowski. — Aufösungen der Räthsel Seite 162. — Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz.

Frau Judit Jókai.

Man beginnt nun auch in Deutschland die Romane und Novellen Maurus Jókai's kennen zu lernen und voll zu würdigen, welche im Original unter nur sechs Millionen Magyaren in mehr denn 600,000 Exemplaren Verbreitung fanden. Und da eben zwei der bekanntesten Berliner Verleger, wie wir hören, mehrere Bände dieser Werke in deutscher Uebersetzung auf den Markt zu bringen beabsichtigen, so dürfte man sich hier zu Lande nicht minder von der so fabelhaften als vielseitigen Fruchtbarkeit dieses Autors überzeugen. Die Leserinnen des „Bazar“ machten übrigens dieses gemüthlichen Dichters Bekanntschaft schon im Jahrgang 1871, und aus Dank für die ihm bei uns gewordene Sympathie wird Maurus Jókai demnächst den Leserinnen des „Bazar“ eine seiner neuesten Novellen deutsch vorlegen, bevor dieselbe im Original erscheint. Diese literarische Wahlverwandtschaft würde uns also schon an sich berechtigen, deutsche Lesekreise auch mit der Gattin des uns lieb gewordenen Dichters aus dem fernen Osten bekannt zu machen.

Es ist erstaunlich, daß der jetzt erst achtundvierzigjährige Maurus Jókai in kaum mehr als zwei Decennien seinen Landsleuten circa einhundertfünfzig Bände trefflich geschriebener Romane und über fünfshundert der geistvollsten Novellen schenkte, und zwar zu einer Zeit, als das öffentliche und nationale Leben stillstand, dennoch bleibt es schwer zu entscheiden, ob nicht Judit Jókai ihrer Nation noch Mehr zu Trost und Begeisterung geleistet habe. Diese Dame steht heute in ihres lebensreichen Lebens fünfzigstem Jahre; sie ist geboren 1823 zu Miskolcz.

Aus alter Adelsfamilie des Landes der Szekelher in Siebenbürgen hieß sie ihrer Familie nach Judit von Benke; ihr Vater war der auch literarisch sehr verdienstvolle miskolczger Professor Josef von Benke.

1835 betrat sie bereits die Bühne, aber nicht unter ihrem Familiennamen, sondern als Rosa Laborfalvi. Während dreißig vollen Jahren stand sie fast allabendlich auf den Brettern und schuf über fünfshundert Rollen, durch welche Rosa Laborfalvi die größte, ja überhaupt die erste bahnbrechende Tragödin der ungarischen Nationalbühne wurde. Erst 1869 trat sie von dieser zurück, aber hoffentlich noch lange nicht endgiltig. Denn als sie sich 1871 neuerdings bewegen ließ, einen Gastrollencyclus von zwölf classischen Rollen vorzuführen, erregte sie so stürmischen Beifall, daß es nur einer Energie gleich der ihrigen möglich war, im einmal gefaßten Entschlusse nicht wankend gemacht zu werden.

Dank eben dieser eisernen Entschlossenheit und Consequenz des Charakters, unterstützt von einem großen Talente, hatte Judit Jókai verwirklicht, was bislang kaum mehr, als Traum und Wunsch gewesen, die Schöpfung einer ungarischen Nationalbühne. Als Mitglied einer Wandertuppe begann sie; 1837 wurde das Nationaltheater in Pest eröffnet, und nachdem sie dorthin gebrungen, entwickelte sie sich von Jahr zu Jahr herrlicher und zu einer Tragödin, daß dasselbe Publicum, das im deutschen Theater zu Pest, von der Sophie Schröder und Julie Rettig an bis zur Rachel, Ristori, Seebach und Ziegler, an Meisterrinnen europäischer Bühnenkunst gewöhnt war, von da ab dem ungarischen Nationaltheater zuströmte, um von Rosa Laborfalvi einen Shakespeare, Schiller und Goethe großartig dargestellt zu sehen und in einer Sprache zu hören, die man bis dahin kaum fähig gehalten, über das einfachste Ammenlied hinauszureichen, und in der sie auch die Gebilde ihrer Landsleute und theilweise Zeitgenossen, Katona, Kisfaludy, Börös-

marth, Szigligeti, Czako, in höchster Vollendung zur Darstellung brachte.

Seit 1848 ist Judit die Gattin des genialen Dichters Maurus Jókai.

Wenn demnächst, hoffentlich bald, das gesammte deutsche Lesepublicum die vorzüglichsten der an scharfer Charakterisirung, Humor und vor Allem an unübertroffenen Naturschilderungen so reichen Romane Maurus Jókai's wird kennen und lieben gelernt haben, dann erinnere es sich dankbar der Gattin des Dichters, denn sie war in fünfshundzwanzig, an schwersten Prüfungen nicht armen Jahren wie der Schutzgeist der ungarischen Bühnenkunst, so des Poeten guter Genius.

Mit diesen Worten machte sich die runde, rührige Frau herzlich an die Arbeit, zog und klopfte das Bett zurecht, legte das Kopfkissen an das andere Ende, schlug die Vorhänge auseinander, packte die fünf Hüte, Pantoffeln und andere Utensilien des Herrn Ripper in das Kleiderispind und war eben im Begriff, dasselbe zu verschließen, als sie unten auf der Treppe ein Gepolter und laute, scheltende Stimmen vernahm. Dann kamen eilige Tritte herauf, der Schlüssel knackte im Schloß, und einen Augenblick darauf kam der Schriftseker ins Zimmer.

„Guten Morgen, Frau Klatt,“ begrüßte er seine Wirthin; „wieder harte Arbeit gehabt die Nacht .. eine ganze Weile mehr zu setzen; da kommt auf Jeden schon ein gut Theil; nun will ich aber gleich zu Bett gehen und schlafen, daß ein Auge das andere nicht sieht.“

„Schön, schön; ich gehe schon,“ wandte sich die Wirthin. „Ach, bitte,“ hielt der Schriftseker sie noch einmal zurück; „wer ist der Mensch, dem ich zuweilen auf der Treppe begegne, wenn ich rauf oder runter gehe? Er hat alle Tage einen anderen Hut auf, sonst ist nichts Besonderes an ihm zu sehen.“

„Das ist der Herr oben aus der Dachstube,“ sagte die Wirthin; „er wohnt noch nicht lange im Hause. — Brauchen Sie noch Etwas, Herr Bügel?“

„Danke Ihnen sehr, Frau Klatt, ich gehe nun schlafen.“

„Unangenehme Ruhe, Herr Bügel!“ „Ah!“ dehnte sich der Schriftseker, als er allein war; „Gott sei Dank, daß sie weg ist .. weiß der Teufel, ich kann das Frauenzimmer eigentlich nicht leiden .. ich habe einen gewissen Verdacht gegen sie, daß sie nicht ganz ehrlich ist; nun wollen wir uns die Hände waschen und dann eine warme Tasse Kaffee kochen, ehe wir uns schlafen legen .. von Frau Klatt lasse ich ihn mir nicht mehr machen .. die spart zuviel Bohnen d'ran .. bei der Selbstfabrikation kostet er mich höchstens die Hälfte .. ein junger Mensch muß sich immer einzurichten verstehen, wenn er es zu Etwas bringen will ..“

Mit diesen Worten hatte er die Klappe der Waschoilette aufgemacht und blickte mit der höchsten Verwunderung hinein.

„Na, was zu toll ist, das ist aber doch zu toll,“ brummte er vor sich hin; „erst war meine Seife weiß, und nun ist sie plötzlich roth geworden! Das kann doch unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Sollte Frau Klatt sich ein kleines Tauschgeschäft erlaubt haben? Ich sage ja, mit rechten Dingen geht es hier nicht zu.“

Damit wusch er sich mit der rothen Seife die Hände, indem er fortwährend ein verwundertes Gesicht machte, trocknete sich ab, ging dann an den Tisch und nahm den Deckel von der Schwefelholzbüchse.

„Es sind schon wieder weniger d'rin,“ schüttelte er stauend den Kopf, „ich wette darauf, daß die Klatt mir welche wegnimmt .. vor drei Tagen war die Schachtel noch voll, und jetzt sind es höchstens noch ein Duzend .. die Kohlen nehmen auch auf eine unbegreifliche Weise ab .. und das Licht erst .. das ist ja seit gestern um ein paar Zoll kürzer geworden. — Nun frage ich einen Menschen, wie das zugegangen ist. Ich brauche doch gar kein Licht, weil ich bloß bei Tage zu Hause bin, und eintrocknen kann doch das Wachs nicht so schnell ..“

Unter diesem Selbstgespräch hatte er mittelst eines Streichholzes und eines mitgebrachten Zeitungsblasses das Feuer in dem kleinen, eisernen Ofen in Brand gesetzt, einen Topf Kaffee, der von gestern übrig geblieben, aus dem Wandschrank geholt und denselben auf die Platte gesetzt.

„So,“ sagte er, als das Feuer zu bullern begann, „nun koche nur zu; ich will mich unterdeß ein bißchen auf's Bett legen und ruhen .. fünf Minuten dauert es doch, ehe der Kaffee heiß ist.“



Frau Judit Jókai, geb. von Benke.

Wohnungsnothliche Intelligenz.

Humoreske von A. v. Winterfeld.

(Schluß.)

„Gott sei gelobt und gepriesen, daß er endlich weg ist!“ faltete die Wirthin, als sie allein war, die Hände; „Himmel, was habe ich für eine Angst ausgestanden, daß Herr Bügel plötzlich hereinkommen würde .. ich glaube, der Schlag hätte mich auf der Stelle gerührt; nun aber nur schnell Alles in Ordnung gebracht, ehe der Andere kommt; er kann nicht mehr fünf Minuten ausbleiben.“



Dann legte er sich, angekleidet wie er war, auf das Bett, zog die Vorhänge zu, damit ihm das Licht nicht in die Augen scheinen möchte, und begann schon nach wenigen Minuten tiefe Schnarchtöne auszustößen, während der Kaffee auf der glühenden Ofenplatte ein leises Schlummerlied dazu summt und das kleine Zimmer mit lieblichem Aroma durchzog.

Der Schriftsetzer mochte wohl eine halbe Stunde so gelegen haben, und der Kaffee war schon über die Hälfte verdampft, als auf der Treppe Schritte hörbar wurden, die näher und näher kamen, ohne daß der Schläfer durch das Geräusch erweckt wurde. Dann freizüchtete ein Schlüssel im Schloß, und im nächsten Moment trat der Hutmacher mit lächelnder Miene ins Zimmer.

Als er per Omnibus im Geschäft angekommen war, hatte er seine Mitarbeiter im vollen Strifen gefunden, sich natürlich der Bewegung angeschlossen und, da ihre Forderungen nicht bewilligt wurden, das Local verlassen. Die Anderen waren in die Kneipe gegangen, während Ripper, als ordentlicher und sparsamer Mensch, sich zu Fuß nach Hause begab, um auch einmal ein bißchen Tages-Häuslichkeit zu genießen.

„Hm!“ hatte er unterwegs gedacht, „das ist wirklich reizend. Wenn wir durch den Strife auch wirklich eine Woche Lohn verlieren, das bringt sich nachher doppelt wieder ein, weil der Meister nicht ohne uns existiren kann und deshalb Nachgeben muß. Ich möchte mir eigentlich heute eine kleine Güte anthun; der Kaffee von Frau Klatt ist immer so dünn, daß er nicht viel anders, wie warmes Wasser schmeckt... wenn ich mir für einen Groschen seinen Thee kaufe und ein halbes Duzend Zwieback dazu, das würde ein köstliches Frühstück werden und mir einen behaglichen Morgen bereiten.“

Nachdem er den Fall noch einmal durchgedacht, schritt er zur Ausführung, machte seine Einkäufe und freute sich den ganzen Weg im Stillen darauf, wie nett das zu Hause werden würde.

Seine erste, charakteristische Bewegung beim Eintreten war ein Emporziehen der beiden Nasenflügel, als wenn ihm ein fremdartiger Geruch aufstiege.

„Das riecht hier ja so nach angebranntem Kaffee,“ sprach er vor sich hin, „und Rauch ist auch wieder in der Stube... und der Ofen glüht, als wenn er zerspringen wollte... da steht ja auch ein Topf auf der Platte, der dampft wie eine Locomotive...“

Mit diesen Worten war er herantreten, um sich genauer von dem Thatbestand zu überzeugen, machte erst einige Versuche, mit Daumen und Zeigefinger den heißen Topf von der Platte zu ziehen, und als dies mißglückte, brachte er seine Nase mit gebührender Vorsicht so nahe wie möglich an die aufwirbelnde Dampfäule.

„Es ist richtig angebrannter Kaffee,“ sagte er, das Niesorgan wieder zurückziehend, „wer hätte das von Frau Klatt gedacht? Sie nimmt meine Kohlen, steckt sie mit meinen Streichhölzern in Brand und kocht sich ihren Kaffee damit. Selbstam ist mir die Geschichte hier immer vorgekommen; aber, wenn mein Bestand auch manchmal eine Anlage erhob, mein Herz kämpfte sie immer wieder nieder... die Gewißheit ihrer Schuld hat mir einen förmlichen Stich gegeben... man ist um eine traurige Erfahrung reicher geworden!“

Damit senkte er den Kopf und stand eine ganze Weile in düstere Betrachtungen versunken, bis er durch Reflexion sein inneres Gleichgewicht einigermaßen wiederhergestellt hatte.

„Was kann es helfen!“ sprach er dann dumpf vor sich hin; „man muß es tragen, wenn man auch noch nicht weiß, wie.“

Dann nahm er das Handtuch vom Nagel, wickelte es doppelt um seine Hand, zog den heißen Topf vom Feuer und stellte ihn auf einen kleinen Tisch am Fenster. Nachdem er das Handtuch wieder an seine Stelle gebracht, schloß er sein Kleiderbügel, brachte einen Topf und eine Zuckerdose zum Vorschein, schüttete den Thee ein, holte sich Wasser aus der Küche und stellte dann seinen Morgentrank auf die heiße Platte, wo vorhin der dampfende Kaffee gestanden.

„So,“ sagte er, „nun will ich mir eine Tasse und einen Löffel aus der Küche holen, um Frau Klatt nicht zu incommodiren... o, es ist himmelstreichend, was sie mir angethan!“

So sprechend schritt er mit düster gefalteter Stirn aus dem Zimmer und warf die Thür heftig hinter sich zu.

In demselben Moment fuhr der Schriftsetzer jäh aus seinem Schlummer empor und steckte den Kopf durch die zugezogenen Gardinen.

„Herein!“ rief er, mit einem Versuch zur Freundlichkeit; „bitte, einzutreten, Frau Klatt!“

„Hm! ich scheine geträumt zu haben,“ brummte er, nachdem er eine Weile gewartet, „oder es war der Wind, der mit der Thür geklappt hat... Alle Wetter, ich werde doch nicht lange geschlafen haben... was macht denn mein Kaffee?“

Dann sprang er mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und ließ nach dem kleinen, eisernen Ofen, auf dessen Platte der Thee soeben begonnen hatte, das erste feine Aroma in die Luft zu senden.

Der Schriftsetzer machte ein merkwürdiges Gesicht vor Staunen.

„Was ist denn das!“ brummte auch er in den keimenden Bart; „mein Topf ist ja viel kleiner geworden... er kann doch nicht eingelaufen sein... und das riecht ja auch gar nicht nach Kaffee, sondern nach Thee... es ist gewiß und wahrhaftig dies mir widerwärtige Kraut... wie ist denn das aber zugegangen... wo kann denn mein Kaffee geblieben sein?“

Als er suchend im Zimmer umherblickte, gewahrte er auf dem kleinen Tisch am Fenster seinen eigenen Topf, der bereits in der Abkühlung begriffen war.

„Habe ich es nicht immer gesagt!“ schlug er verwundert die Hände zusammen, „mit rechten Dingen konnte das alles nicht zugehen... ich wollte es noch nicht glauben... mein Gefühl sträubte sich dagegen, doch nun habe ich leider die schreckliche, unumstößliche Gewißheit: Frau Klatt benutzte meinen tiefen, vertrauensvollen Schlaf, um mit meinen Kohlen und meinen Streichhölzern ihren Thee zu kochen und dann meinen unterdes verdorbenen Kaffee wieder hinzustellen, damit ich ihre Schliche nicht merken solle... es ist empörend... es ist haarsträubend; aber ich will Rache üben für die mir widerfahrene Unbill!“

Und damit ergriff er den noch nicht zu heißen Theetopf beim Henkel, nahm ihn vom Feuer, öffnete das Fenster ließ seinen Inhalt in die Rinne fließen, welche zufällig an seiner Wohnung vorbeilief, und stellte dann seinen bereits zur Hälfte eingekochten Kaffee an seinen alten Platz.

„So!“ sagte er, „das ist die gerechte Strafe für eine Verätherin; wenn nun aber mein Frühstück noch einmal ins Siebent kommt, bleibt beinahe gar Nichts übrig für meinen Appetit; ich will lieber zum Badiker hinunter und mir noch ein Loth frischgemahlene holen; zwei große Tassen voll muß der Mensch doch haben.“

Nachdem er also gesprochen, verließ er das Zimmer und schlug, in Folge seiner inneren Aufregung, die Thür heftig hinter sich zu.

In demselben Moment öffnete sich die Küchentür, und der Hutmacher steckte neugierig den Kopf durch die Spalte.

„Herein!“ rief er; „wer ist denn da?“

„Hm!“ machte er, nachdem er eine Weile auf Antwort gewartet, „es scheint der Wind gewesen zu sein... oder der Kerl aus der Dachstube hat sich nen schlechten Spaß gemacht... das scheint ein unangenehmer Mensch zu sein...“

Dann verschwand der Kopf wieder, und nach einer Minute erschien der ganze Mensch mit einer buntemalten Tasse, in welcher ein schiefer Theelöffel stand.

„Nun wird er wohl gerade im besten Kochen sein,“ schmunzelte der Hutmacher vor sich hin; „das soll einmal schmecken... wer wird sich denn durch ein treulos Weib den Magen und den Appetit verderben lassen! Ha! Das sollte mir fehlen!“

Damit stellte er das Geschirr auf den Tisch und ging nach dem Ofen, um nach seinem Thee zu sehen. Wer beschreibt aber sein Staunen, als er statt dessen einen dicken Cichorien-Kaffee dampfen sieht.

„Ha!“ rief er, „das ist aber doch zu toll... das geht nicht mit rechten Dingen zu... das ist eine eigenthümliche Wohnung... wie kommt der ekelhafte Kaffee hierher, und wo ist mein Thee geblieben? Hier muß es Geister oder Taschenspieler geben; aber ihr höllisches Spiel soll ihnen nicht gelingen! Weg mit dem untergeschobenen Frühstück!“

Damit ergriff er den noch nicht zu heißen Kaffeeopf beim Henkel, öffnete das Fenster und stellte ihn in die Rinne, durch die vorhin der Thee geflossen war.

„Aha!“ rief er, das Fenster wieder schließend, „nun kann sich der Taschenspieler sein Frühstück suchen; ich will nun aber grade meinen Thee haben, trotz alledem und alledem; was kann da sein, der Strife bringt es wieder ein, ich hole mir noch einmal für nen Groschen Thee!“

Mit diesem kräftigen Entschluß wandte er sich um, trat aber gleich erschreckt einen Schritt zurück, weil er dem ebenfalls erschreckten Schriftsetzer gegenüberstand, der mit seinem Loth Kaffee zurückgekommen war.

„Herr!“ rief der Hutmacher, nachdem beide sich eine Weile angestarrt, „wer sind Sie?“

„Herr!“ schrie der Schriftsetzer, der sich unterdes ebenfalls ermannet, „was wollen Sie hier?“

„Es ist der Mensch aus der Dachstube mit den schwarzen Fingern und der schwarzen Nase,“ dachte der Hutmacher bei sich. „Es ist der Mensch aus der Dachstube mit den vielen, verschiedenen Hüten,“ reflectirte der Schriftsetzer im Stillen, indem er der Vorsicht halber seine Kaffeebütle in die Tasche steckte.

„Sie haben sich wohl in der Thür geirrt,“ begann der Hutmacher von neuem.

„Nein, Sie haben sich in der Thür geirrt!“

„Unfinn! Gehen Sie in Ihre Dachstube!“

„In meine Dachstube? Gehen Sie doch in Ihre; so scheint eher ein Vers daraus zu werden!“

„Verlassen Sie augenblicklich mein Zimmer, Herr, oder ich hole einen Schutzmann!“

„Dasselbe Verlangen stelle ich an Sie, unbefugter Eindringling!“

„So? Das wollen wir doch einmal sehen!“ holte der Hutmacher ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche; „hier ist meine Legitimation, die Miethsquittung von Frau Klatt für den letzten Monat!“

„Dieselbe Legitimation kann ich auch vorbringen,“ stellte der Schriftsetzer ebenfalls einen Zettel aus der Westentasche; „die Miethsquittung von Frau Klatt für den letzten Monat!“

Dann hielten sich Beide gleichzeitig die betreffenden Zettel vor die Augen.

„Betrug!“ schrie der Hutmacher.

„Dieberei!“ tobte der Schriftsetzer.

„Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen!“

„Nein, das dürfen wir auch nicht!“

„Frau Klatt!“ trommelte der Eine an die Küchentür.

„Frau Klatt!“ stampfte der Andere mit dem Fuß auf.

Wenige Augenblicke darauf stürzte die Wirthin ängstlich und aufgeregt ins Zimmer und wurde sofort von jedem ihrer Miether an einem Arm ergriffen.

„Schaffen Sie mir den Menschen aus dem Hause!“ rief der Eine.

„Befreien Sie mich von diesem Eindringling!“ schrie der Andere.

„Haben Sie das Zimmer nicht mir vermietet, Frau Klatt?“

„Nein; haben Sie es nicht mir vermietet, Frau Klatt?“

Die arme Wirthin, die ihre That ans Licht gebracht sah, stand zitternd und leichenblau zwischen ihren beiden Anklägern und war nicht im Stande, ein Sterbenswort hervorzubringen.

„Sprechen Sie!“ zupfte der Hutmacher rechts; „ist dies mein Zimmer oder nicht?“

„Leuchern Sie sich!“ zupfte der Schriftsetzer links; „habe ich die Stube gemiethet oder Der da?“

„Ja, ja,“ begann die Wirthin zu schluchzen.

„Sie hören,“ fuhr Jener auf, „das Zimmer gehört mir!“

„Nein, nein,“ jammerte Frau Klatt, die Hände ringend, „es gehört Ihnen Beiden.“

„Uns Beiden, wie ist das zu verstehen?“

„Ach, mein lieber Gott im Himmel,“ trocknete die Wirthin mit der Schürze die feuchtgewordenen schönen Augen; „seien Sie doch nur ein klein bißchen ruhig und nehmen Sie Vernunft an; das ganze Unglück liegt ja in den Verhältnissen. Ich bin eine Frau von der größten Redlichkeit und dem besten Ruf, das kann mir Herr Ripper bezeugen, der nun schon im dritten Jahr bei mir wohnt und gewiß niemals eine Veranlassung zur Unzufriedenheit oder zum Tadel gegen mich gehabt hat...“

„Ja... das ist allerdings wahr,“ fiel der Hutmacher ein; „bis heute habe ich mich freilich nicht zu beschweren...“

„Das geht mich gar nichts an,“ zankte der Schriftsetzer; „wenn ich einzog, müßten Sie ausziehen; so gehört es sich...“

... wenn Sie nicht hätten ausziehen müssen, hätte ich gar nicht einziehen können; Sie werden wohl die Kündigung überhört haben, weil Ihnen immer Ihre Hüte über die Ohren fallen!“

„Aber, meine guten Herren, lassen Sie mich doch nur ausreden!“ flehte die geplagte Wirthin; „ich will Ihnen ja Alles erklären und auseinandersetzen.“

„Reden Sie!“ sagte der Hutmacher.

„Reden Sie!“ wiederholte der Schriftsetzer.

Frau Klatt setzte ihnen nun unter Thränen auseinander, welche Gründe sie zu dem Schritt bewogen hätten, das Zimmer doppelt zu vermieten, indem sie besonders hervorhob, daß ja doch eigentlich Keiner durch den Andern geschädigt worden sei und daß sie sich ganz gut nebeneinander vertragen haben würden, wenn ein unglücklicher Zufall, der außer ihrer Berechnung gelegen, nicht zur Entdeckung geführt hätte.

„Ich wollte Herrn Ripper nicht um fast das Doppelte steigern,“ schloß sie ihre Verteidigungsrede; „denn ich weiß, daß er sonst ausgezogen sein würde, und wenn es mir selbst möglich gewesen wäre, durch übermäßige Arbeit die erhöhte Miete allein zu übernehmen, so würde ich nicht gewagt haben, es ihm zu sagen, denn er besitzt zuviel Stolz, als daß er ein Geschenk von mir annehmen hätte.“

Der Hutmacher warf ihr einen freundlichen Blick dafür zu.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Frau Klatt,“ sagte er dann mit milder Stimme, „ich hatte Sie in Verdacht, daß Sie meine Kohlen und meine Streichhölzer gebraucht hätten; das war unwürdig von mir, das hätte ich nicht thun sollen.“

„O, wie konnten Sie so Etwas von mir denken?“ führte die Wirthin abermals die Schürze an die Augen; „ich hätte ja eher von dem Meinen dazugelegt... aber, bitte, meine lieben Herren, einigen Sie sich doch jetzt gütlich über die Wohnung, ein gutes Wort findet ja immer eine gute Statt; ich will unterdes in mein Zimmer gehen, die Aufregung hat mich so angegriffen, daß mir die Kniee zittern.“

Mit diesen Worten wandte sie sich, um sich in ihre eigenen Gemächer zurückzuziehen.

Die beiden Widersacher blieben allein.

„Wo haben Sie meinen Thee gelassen?“ fragte der Hutmacher nach einer Pause.

„Aus dem Fenster gegossen!“ entgegnete dieser kurz; „und was haben Sie mit meinem Kaffee gemacht?“

„Auch aus dem Fenster gegossen!“

„Hm!“

„Hm!“

Die beiden Männer schienen es sich zu überlegen, daß in ihrer beiderseitigen Handlungsweise nur die Logik der Gerechtigkeit ausgeübt worden sei.

Wir sollen uns also in Güte über die Wohnung einigen,“ begann dann der Hutmacher von neuem; „ich schlage Ihnen also vor, Sie nehmen die Küche, und ich behalte die Stube.“

„So! Das wäre noch hübscher; ich bezahle doch dieselbe Miete, wie Sie!“

„Das ist mir ganz gleichgiltig; mein Contract ist aber der ältere und folglich der allein gültige!“

„Meiner ist ganz ebenso gültig, weil ich die Bedingungen erfüllt habe.“

„Sie wollen also nicht auf meinen Vorschlag eingehen?“

„Nicht im allergeringsten!“ opponirte der Schriftsetzer.

„Gut, dann wollen wir einmal sehen, wer es am längsten aushält!“ setzte sich der Hutmacher rittlings auf einen Stuhl.

„Das wollen wir auch einmal sehen,“ setzte sich der Andere ihm in ähnlicher Weise gegenüber, indem er seine Pfeife aus der Tasche zog, sie anzündete und große Tabakswolken vor sich hinpaffte.

„Herr, was machen Sie da?“ rief der Hutmacher entrüstet.

„Ich rauche, wie Sie sehen,“ paffte der Andere noch stärker.

„Das kann ich aber nicht vertragen.“

„Dann vertragen Sie es nicht!“

Ripper stand auf und riß das Fenster auf, daß ein schneidend kalter Lufthauch in das warme Zimmer strömte.

„Herr, was machen Sie da?“ wandte sich der Schriftsetzer entrüstet um.

„Ich öffne das Fenster; ich kann in meinem Zimmer thun, was ich will.“

„Das kann ich aber nicht vertragen; davon bekomme ich das Reußen!“

„Dann bekommen Sie das Reußen; das ist Ihre Sache.“

Der Schriftsetzer blieb noch eine Weile trotzig sitzen und rauchte wie ein Schornstein, um sich zu erwärmen; dann aber mußte es ihm doch wohl zu kalt ins Genick kommen, denn er drehte erst mit unbezaglicher Miene den Kopf hin und her, als wenn ihm Etwas wehthäte, dann rieb er sich hinten die kaltgewordene Stelle mit der Hand und schließlich stand er auf und ging nach dem Bett und schlug die Decke zurück.

„Was wollen Sie denn nun schon wieder?“ fragte der Hutmacher, der mit aufmerksamem Auge jeder Bewegung des Anderen gefolgt war.

„Ich will mich schlafen legen,“ entgegnete Jener, „mit friert.“

„Unterstehen Sie sich, Herr; ich dulde es nicht, daß Sie in mein Bett steigen; ich bin sehr eigen in solchen Sachen.“

„Ich ebenfalls... übrigens haben Sie das Zimmer für die Nacht gemiethet, bis dahin bin ich lange fertig mit Schlafen!“

„Zurück, Herr, bei Tage schläft überhaupt kein vernünftiger Mensch; gehen Sie lieber spazieren bei dem schönen Wetter, das ist viel gesünder, wenn man die Nacht gearbeitet hat.“

„Sie können Ihre Rathschläge für sich behalten... wissen Sie das? Weshalb gehen Sie denn nicht des Nachts spazieren, wenn Sie am Tage gearbeitet haben?“

„Das ist ganz etwas Anderes... augenblicklich gehen Sie von dem Bett fort!“ sprang der Hutmacher auf und stellte wie eine drohende Schildwache vor sein Ruhelager.

„Sie scheinen es auf ein Duell abgesehen haben, mein Herr!“

„Auf was Sie wollen; aber ehe ich aus meiner Wohnung weiche, werfe ich Sie lieber aus dem Fenster; ich dachte, das lieber könnte ich mich nicht ausdrücken.“

Der Schriftsetzer schien die Aeußerung auch vollständig verstanden zu haben; denn er enthielt sich einer ferneren Bewegung und betrachtete mit mißtraulich verfohlenen Blicken...



breiten Schultern, muskulösen Arme und kräftigen Fäuste des Hutmakers und schien Vergleiche mit seiner eigenen schwächlichen Gestalt anzustellen, die in einem Zweikampf mit dem Gegner unfehlbar den Kürzeren gezogen haben würde.

„Gut,“ sagte er, jetzt freiwillig von dem Bett fortretend; „was soll ich mich auch mit Ihrer rohen Kraft messen? Da gibt es ja weit einfachere Mittel, zu seinem Recht zu gelangen. Die Stube ist Jedem von uns vermietet worden; die Wirthin hat von Beiden Bezahlung angenommen; einigen können wir uns nicht in Liebe und Güte; eine andere Wohnung bekomme ich jetzt nicht so kurz vor dem Quartal-Ersten; auf der Straße will ich nicht campiren; es bleibt mir also nichts übrig, als zum nächsten Rechtsanwalt zu gehen und Frau Klatt zu verklagen. Dann wird es sich ja herausstellen, wem das Zimmer gehört, und wem es geleglich abgesprachen wird, dem muß die Wirthin eine andere Wohnung besorgen oder eine Entschädigungs-Summe zahlen. Na, und wenn sie das nicht kann, oder nicht will, dann muß sie selber heraus und mir ihre Wohnung überlassen.“

„Wissen Sie was?“ brauste der Hutmaker auf.

„Nun?“ fragte der Andere.

„Sie sind ja ein Unmensch ... der gar keine Begriffe von Galanterie gegen das schöne Geschlecht hat!“

„Erst kommt die eigene Sicherheit,“ entgegnete der Schriftseker, „und dann erst das schöne Geschlecht; erst muß man ein Dach über seinem Haupt haben, ehe man an irgend etwas Anderes, folglich auch an eine Frau denken kann. Das ist meine Ansicht und auch die jedes vernünftigen Menschen. Nun habe ich weiter nichts mit Ihnen zu schaffen, lieber Herr, und gehe zuerst zum Polizey-Lieutenant, und wenn mir der kein Recht verschaffen kann, zum Rechtsanwalt.“

„Wissen Sie, ich könnte Sie würgen!“ zürnte der Hutmaker.

„Sie könnten, aber Sie thun es nicht,“ entgegnete der Andere; „nun will ich aber der Frau Klatt meinen Entschluß mittheilen, damit ich kein Mittel unversucht gelassen habe, die Sache gütlich beizulegen, ehe sie an die große Glocke gehangen wird.“

Dann öffnete er die Küchentür, rief nach der Wirthin, die auch alsobald erschien, und stellte ihr die Wahl, ihm entweder die alleinige Benutzung der gemieteten Stube zu überlassen, oder, als Entschädigung, die eigene dafür zu geben; er wolle sich auch dabei beruhigen, wenn Frau Klatt ihm den doppelten Betrag seiner Miete, das heißt soviel zahlte, wie sie von beiden Inhabern der Stube einnahm, widrigenfalls er sich gezwungen sähe, sofort die Hilfe des Gesetzes für sich in Anspruch zu nehmen.

Die arme Frau wurde todtenbleich bei dieser entsetzlichen Mittheilung. Um die erforderliche Geldsumme herbeizuschaffen, wäre sie genöthigt gewesen, eins oder mehrere Stück Möbel zu verkaufen oder zu versetzen, und wenn das der Hauswirth erfuhr, würde ihr augenblicklich die Wohnung gekündigt, und sie verlor ihr gutes Renommée, das die Grundlage jeder Lebensstellung ist. Den Hutmaker bitten, daß er dem neueren Mieter die Wohnung überlasse, dagegen sträubte sich ihr Rechtlichkeitsgefühl; was war also zu thun? Sie sah kein Auswärtsmittel und erblickte sich schon auf der Anklagebank, wegen einer betrügerischen Handlung.

Sie legte sich noch einmal aufs Bitten, sie rang die Hände, weinte, beschwor den Schriftseker, er möge doch Erbarmen mit ihr haben und sie nicht ins Unglück bringen; dieser aber zuckte stets die Achseln und bemerkte von seinem Standpunkt aus ganz richtig, daß sie die alleinige Schuld trage, und daß er unverschuldet sich in der Lage befinde, entweder seine Wohnung mit einem Anderen zu theilen oder mittellos auf der Straße zu gehen und obdachlos sich umherzutreiben. Er müsse daher unter allen Umständen dabei stehen bleiben, was er ihr vorhin mitgetheilt habe.

„Gut, Herr Bügel,“ sagte endlich die unglückliche Frau; „ich sehe ja ein, daß Sie durch die Verhältnisse gezwungen sind, so zu handeln; ich will daher den einzigen, wenn auch harten Ausweg wählen, bei dem ich wenigstens meinen guten Namen nicht einbüße, ich verlasse selbst mein kleines Zimmer, um es Ihnen einzuräumen, vielleicht finde ich für die Zeit irgendwo eine Schlafstelle, die mich so lange beherbergt. — Gestatten Sie mir nur ein paar nothwendige Sachen zusammenzupacken, und dann richten Sie sich in meiner Stube ein, wie es Ihnen beliebt.“

Mit diesen Worten wandte sie sich, um ihren Entschluß auszuführen.

„Nein!“ rief da der Hutmaker; „das kann ich nicht zugeben! Bleiben Sie, Frau Klatt; es gibt, Gott sei Dank, noch ein anderes Mittel! Sie auf der Straße umherirren, des Nachts in einer elenden Schlafstelle haufen, nimmermehr! — Herr Schriftseker, ich räume Ihnen das Zimmer, das Sie gemietet haben, und gehe so lange nach der Herberge, bis Ihre Zeit um ist; dann komme ich natürlich wieder, und die Sache ist abgemacht.“

„Nein,“ weinte die Wirthin in tiefer Nöthigung; „das kann ich nun wieder nicht zugeben, Herr Ripper; Sie, ein so solider, sauberer Mann sollten meinethwegen ein Vierteljahr in der schmutzigen Herberge zubringen; das Opfer nehme ich auf keinen Fall an, und was würden die Leute hier im Hause sagen; bis jetzt ist die Geschichte mit der doppelten Vermietung glücklichlicherweise noch Geheimniß geblieben; wenn Sie aber für drei Monate auszögen und dann zurückkämen, dann merkten es die Leute ganz gewiß, und meines Bleibens hier wäre ebenfalls nicht länger; glauben Sie mir, es ist das Beste, wenn ich selber gehe, da denkt man vielleicht, daß ich verreist bin und unterdeß meine Wohnung abgetreten habe ... bei den theuren Zeiten ist das ja leicht begreiflich ... hindern Sie mich also nicht in meinem Entschluß; es ist ja auch nur gerecht, wenn ich, als Schuldige, das Unrecht büße.“

Dann verließ sie das Zimmer.

Der Hutmaker ging mit großen Schritten und gedankenvoller Miene auf und ab.

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, nicht so aufzutrappen,“ sagte der Schriftseker, „ich kann das Geräusch nicht vertragen.“

Der Andere antwortete nicht, sondern gestikulirte mit der rechten Hand hin und her, als wenn er sich eine sehr wichtige Frage überlegte.

„Gut,“ sagte der Schriftseker, „wenn Sie in Ihrer Stube solchen Scandal machen, dann werde ich jetzt in meine Stube gehen.“

„Halt!“ donnerte Ripper dem Aufstehenden zu, „Sie werden sich nicht in das andere Zimmer begeben!“

„Na, das wollen wir doch einmal sehen!“ opponirte Bügel; „wer sollte mich denn daran verhindern?“

„Ich, mein Herr!“ stellte sich der Hutmaker ihm in den Weg. „Sie sollen jene Räume nicht entheiligen; haben Sie mich verstanden?“

„Und mit welchem Recht sprechen Sie das aus, wenn ich fragen darf?“

„Das werden Sie gleich sehen ... nur fünf Minuten Geduld und ruhig hiergeblieben; dann werde ich Ihnen Ihren Standpunkt klar machen!“

Mit diesen Worten verließ er schnell das Zimmer und kehrte pünktlich nach fünf Minuten, Frau Klatt an der Hand führend, zurück.

Beide machten so freundliche Gesichter, als wenn ihnen eben recht etwas Unangenehmes passirt wäre.

„Mein Herr,“ wandte sich der Hutmaker an den Schriftseker, „vor allen Dingen habe ich die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß Frau Klatt und ich Brautleute sind.“

„Ah ... das ist ja schnell gegangen,“ sagte der Andere.

„D nein, durchaus nicht ... wir sind schon lange verlobt; es war aber noch nicht der günstige Zeitpunkt gekommen, uns zu heirathen. Vor ungefähr drei Wochen glaubten wir bestimmt, so weit zu sein, und vermieteten Ihnen deshalb die Stube, weil ich, wie Sie sich selbst wohl denken können ... nach der Hochzeit ... hinüber ... gezogen wäre. Kurz nachdem das Geschäft mit Ihnen abgeschlossen war, erhob sich plötzlich ein ganz unvorhergesehenes Hinderniß, das den glücklichen Moment wieder etwas weiter hinausschob. Was war zu thun? Wir ersannen gemeinschaftlich das Auswärtsmittel mit der doppelten vermieteten Wohnung, weil wir glaubten, es würde für die kurze Zeit nicht bemerkt werden. Als es plötzlich anders kam, hatte ich im Augenblick der Ueberraschung nicht Geistesgegenwart genug, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen und spielte Ihnen deshalb eine kleine Komödie vor. Uebermorgen schließen wir die Civilehe, wollen Sie die Freundlichkeit haben, bis dahin unser gemeinschaftliches Verhältniß noch fortbestehen zu lassen, dann werden Sie sich unsere tiefgefühlteste Dankbarkeit erwerben. Nachher sind Sie alleiniger und unbefristeter Bewohner dieser Gemächer.“

„Na, damit Sie sehen, daß ich doch kein Unmensch bin, gehe ich mit Vergnügen auf den Vorschlag ein,“ sagte der Schriftseker; „man muß nur mit den Leuten umzugehen verstehen. Also darum nun keine Feindschaft mehr.“

Sie drückten sich herzlich die Hände, und nachdem die Hochzeit des Hutmakers mit Frau Klatt am bestimmten Tage stattgefunden, trat auch das bekannte andere Arrangement in der Wohnung ein.

Für die Folge vertrat man sich ganz prächtig, der Schriftseker behielt das Zimmer noch über ein Jahr, und erst als drüben die Familie sich vergrößerte, erbot er sich freiwillig die Wohnung zu räumen und fand auch bald eine andere, da unterdeß jene entsetzliche Plage, wenn auch noch nicht völlig von Berlin gewichen, so doch ziemlich bedeutend ins Abnehmen gerathen war.

Der Himmel gebe, daß wir nie wieder auf ähnliche Art heimgejucht werden. —

E n d e .

### Ein Spaziergang im Salon.

Plauderei von Louise Mühlbad.

(Schluß.)

Ich wollte, Auguste, ich könnte bei dieser Gelegenheit Dir den Eindruck schildern, welchen die Wüste auf den Beschauer macht! Doch das ist ebenso unmöglich, als wollte ich Dir den Eindruck des gewaltigen, großartigen, stürmenden Meeres schildern. Die Urkraft der Natur in ihrer ungeheuren Macht und Gewaltthätigkeit stellt sich Dir dar in dem brausenden, schäumenden und grollenden Meer. Und gerade im Gegenjag zu diesem zeigt sich Dir in der Wüste die Natur in ihrer hehren, schweigenden Ruhe, feierlich still, großartig und allgewaltig, wie ein erstarrtes Meer.

Zuweilen fliegen Schatten über die gelbe Fläche dahin, Schatten, von denen man nicht begreift, woher sie kommen, denn der tiefblaue Himmel erscheint ganz unbewölkt. Der Wind hat dann hier oder dort irgend eine kleine Sandwolke emporgetragen, und diese ist es, welche weithin ihre dunklen Schatten sendet.

Zuweilen pfeift es durch die Luft in seltsam geisterhaften Tönen, wenn der Wind an irgend einem der Sandhügel oder an irgend einem der kleinen Felsen, die hier und dort aus dem Sande sich erheben, sich bricht. Und wie das Meer in seiner Tiefe unendliche Schätze und Taufende von Menschenleichen birgt, so ist es auch mit dem erstarrten Wüstenmeer. Du hast nur nöthig, mit Deiner Hand ein wenig in dem tiefen Sand zu wühlen und Du wirst Stückchen grauer Leinwand finden, oder kleine blaue Perlen, oder vielleicht auch gar einen weißen Menschenknochen, oder irgend ein kleines Amulet.

Ja, es ist ein wunderbarer Anblick, welchen die Wüste Dir darbietet, Alles gelb und grau, und darüber der tief blaue Himmel.

Wir sind zuweilen stundenlang geritten und haben keine andere Farbe um uns gesehen, als nur Gelb und Blau mit grauen und tiefbraunen Tinten.

Betrachte Dir die Aquarellen dort unter dem venetianischen Spiegel, eine Ansicht von der Wüste, den Pyramiden und der Sphinx, die Copie einer schönen Aquarelle von Fiedler, und nun blicke auf das Gemälde daneben! Es ist der größte Contrast des Wüstenbildes, doch ist es auch ein Bild aus Egypten; das Bild einer Mondnacht in Kairo, ein schönes Abendstern, welches mir ein befreundeter Maler in Kairo, Victor Lori, gemalt hat.

Glaube nicht, daß das übertrieben ist, ganz so blau, so strahlend, so wunderbar leuchtend sind die Mondnächte in Kairo, ganz wie durchsichtiger Ultramarin erscheint die Luft, viel schöner in ihrer intensiven Farbe, wie die berühmte Grotte in Capri. Sieh, wie aus der tief blauen Luft sich die zarten Linien und Contouren der Citadelle von Kairo abheben. Dort die kleinen, gelben Pünktchen, welche die Minarets an ihren Spitzen betränzen, bedeuten die Lampenlichter, welche im Monat Ramahdan, dem heiligen Mondmonat, von allen Spitzen der Minarets glänzen!

Laß uns jetzt weiter gehen; wirf einen Blick auf diese

Copien der Murillo'schen Bettelkinder und sieh Dir dann den Kasten dort neben der Thür an, eine Nürnberger Arbeit aus dem sechszehnten Jahrhundert. Auch das Schloß ist merkwürdig. Man gebraucht nämlich zwei Schlüssel. Der eine verschließt den Kasten und vermag ihn nicht zu öffnen, und der andere öffnet ihn nur und vermag ihn nicht zu schließen.

Ueber dem Kasten hängt ein großes Delbild, eine schöne Frauengestalt: Charlotte von Hagn, in der Schönheit ihrer Jugend darstellend. Es ist das Porträt, das Kammerherr von Arnim, genannt Pitt-Arnim, ein bekannter Verehrer der schönen Künstlerin, sich malen ließ und das, als es vollendet war, Charlotte ihm nicht auslieferte, sondern für sich behielt.

Später, als sie nach ihrer unglückseligen Verheirathung mit dem Herrn von Oven Berlin verließ, schenkte sie mir zum Andenken dieses Porträt.

Es war doch eine schöne Zeit, als wir auf unserer Berliner Bühne noch die beiden großen Künstlerinnen, Auguste Krelinger und Charlotte von Hagn neben einander besaßen. Die Eine groß in der Tragödie, von stolzer, erhabener Schönheit; die Andere ebenso groß in dem Lustspiel und Conversationsstück. Voll reizender Koketterie, von süßer Anmuth, schwärmerisch und grazios, nettlich und immer voll zierlichen, bestrickenden Liebesreizes, das war Charlotte von Hagn.

Ich gedenke immer an sie, wenn ich auf unserer Bühne jetzt „den Viconte von Leforieres“ oder „die Erziehungserbkunde,“ oder irgend eins der andern Blume'schen Lustspiele, die alle für Charlotte von Hagn geschrieben wurden, anschauen muß, und ich kann dann nur die Achseln zucken und mitleidig lächeln über die Epigonen der großen Künstlerin.

Nun komm', Auguste, nun laß uns nach der großen Fensterische gehen, und auf dem langen Divan lagernd, sollst Du Dich umschauen in meinem coin turque.

Zuerst bitte ich Dich, Dir die Statuette zu betrachten, welche vor uns in der Mitte des Eingangs der Nische auf dem runden Tische steht, der nach türkischer Art vergolbet und roth bemalt ist. Nicht wahr, das ist eine prächtige Gnomengestalt, so gedungen, so markig die Glieder, und so kräftig aussehend stemmt er den Fuß auf und trägt auf den gehobenen Armen, an denen man die angespannten Muskeln sieht, einen großen Block von Stein. Es ist ein Werk von dem Bildhauer Gili, das Original gehört dem Prinzen Karl von Preußen, und Se. Königliche Hofeie erlaubten mir auf meine Bitte, mir von demselben eine Copie anfertigen zu lassen.

Beim Prinzen Karl trägt dieser Gnom einen Malachitblock. Bei mir, wie Du siehst, einen Block aus orientalischem Marmor. Das ist auch ein Andenken aus Kairo, ein Stück von einer Säule der Marmor-Moschee Mohamed Ali's oben in der Citadelle, das mir zum Andenken mitgegeben ward.

Es ist ein gewichtiges Stück und trotz seiner Dicke ganz so durchsichtig wie die beiden Marmorssäulen auf der Tribüne der Kirche St. Marco in Venedig, hinter welche der herumschwebende Diener ein Licht zu halten pflegt, damit Du die Durchsichtigkeit des Marmors erkennen kannst.

Und nun wende Dich rückwärts und schaue Dir meine schönen Fenstervorsetzer an, meine Meharabien. Das sind Fenster, wie die Damen im Harim von Kairo sie haben, und die ich mir von dort mitgebracht. Schau diese kleinen Guldächer hier in der Mitte, die dienen den Schönen im Harim zum Hinaussehen, wie es ihnen erlaubt ist, wenn sie das Haupt verkleidet haben.

Freilich dort in dem gesegneten Lande Egypten, in dem himmlischen Klima, sind die Meharabien die einzige Verkleidung der Fenster, und man hat nicht nöthig, Glasscheiben hinter denselben anzubringen. Die Luft dringt ein durch das kleine Gitter und bringt ein wenig Kühlung und ein wenig Zug in das Frauengemach.

Aber ich Arme kann meine Meharabien hier nur als Fenstervorsetzer benutzen und nur die großen Glasscheiben damit verdecken.

Diese großen Glasscheiben sind auch ein Luxus unserer neuern Zeit, den unsere Großeltern noch nicht gekannt. Sind es doch nicht viel über hundert Jahre her, daß man in kleinen Städten und Ortschaften sich noch mit gutem Pappier statt des Glases begnügte. Selbst in Paris gab es vor hundert Jahren noch Handlungen, die auf ihren großen gemalten Schildern anzeigten, daß man hier das Pappier für die Fenster erhalte, und daß sie es seien, deren Agenten ganz Europa mit ihrem Pappier versorgten.

Unglaublich erscheint es uns, wenn wir durch unsere klaren Glasfenster sehen, daß man viele Jahrhunderte lang sich begnügte konnte, im Schatten geölten Papiers in seinen Zimmern sich aufzuhalten; um so unglaublicher, da man jetzt weiß, daß es im Alterthum schon Glasfenster gab, und daß also diese wichtige Erfindung lange Jahrhunderte vergessen und verloren gehen konnte.

Glücklich wir, die wir den Tag eindringen lassen durch unsere klaren, durchsichtigen Glasfenster; ach, und doch unglücklich wir, die wir genöthigt sind, gegen die Rauheit des Klimas uns abzusperren durch unsere klaren, durchsichtigen Glasfenster!

Die schönen Frauen des Harims in Kairo haben das nicht nöthig, sie ruhen auf den Polstern hinter den Meharabien, und durch die runden kleinen Oeffnungen weht ein frischer Luftzug zuweilen sie an und ruft ein glückliches Lächeln auf ihre rosigen Lippen.

Nun schau ein wenig umher in meinem coin turque. Die Wände sind ganz verkleidet mit türkischem Wollenstoff, den mir Gerson eben so gut geliefert hat, wie ich ihn nur im Chano-Chalil in Kairo hätte bekommen können, im Chano-Chalil, wo ich mir in der Abtheilung der Teppichhändler den großen Smyrna-teppich erstand, welcher das Parquet meines Salons bedeckt! Wie schade, Auguste, daß mein kleiner schwarzer Diener, der in Kairo mit so eifriger Beschäftigung mich bediente, nicht hier ist; er sollte sonst den großen Fächer von Pfauenfedern, der dort an dem Pfeiler hängt, nehmen und Dir Kühlung zuweilen, während Du, behaglich hingelagert, den Tschibuk rauchst und Deinen Kaffee schlürfst.

Divan, Kaffee und Tabak, das sind die Nothwendigkeiten des Lebens in Kairo und im ganzen Orient.

Wie könnte man wohl hier in Egypten bestehen ohne einen Divan? antwortete man mir oft in Kairo, wenn ich mich über dies in Europa ungewöhnliche Möbel wunderte. Aber jetzt möchte ich selber so fragen. Wie soll man überhaupt bestehen ohne einen Divan? Hier freilich ist er nur eine Annehmlichkeit, in Kairo aber eine Nothwendigkeit.

Da liegt man viele Stunden lang, raucht seine Cigarette, trinkt aus chinesischen Tassen seinen Kaffee und horcht auf das



Geschrei und Geheul, das Geläch und Gewinsel, das Gelgeschrei und Kameelgebrüll, das Fellschiff und den ganzen Wirrwarr von hundert und hundert Stimmen da außen auf der Straße. Vor Dir auf dem kleinen niedrigen Tische mit Perlmutter eingelegt, wie Du drüben neben dem Fensterpfiler ein Exemplar siehst, steht der Kaffee. In Egypten ist der Kaffee, den man Dir bietet, wie der Händedruck, mit welchem man bei uns Freunde und Bekannte beim Besuch empfängt. Du bist kaum eingetreten, um eine Visite zu machen, so winkt die Hausfrau schon, und der schwarze Diener bringt nach wenigen Minuten auf dem runden Messingtablett die zierlichen kleinen Moccaschalen mit dem dampfenden Kaffee.

Es ist, als ob in Kairo dieser Kaffee immer bereit, immer der Gäste harrend wäre, denn Du kannst kommen zu welcher Zeit Du willst, so winkt gleich nach Deinem Erscheinen Dir sicherlich der prächtige Mokka servirt werden.

Ich entsinne mich eines Tages, wo mir dies sogar bei dem Scheich der tanzenden Derwische geschah.

In seinem Hause neben der Moschee versammelten wir Fremden, wir neugierigen Franken, die wir das Wunder der tanzenden Derwische sehen wollten, uns in einem weiten Saal. Auf den Divan, welcher rings an der Wand des ganzen Gemaches umherlief, setzten wir uns nieder. Und drüben auf dem Ehrenplatz in der Ecke saß der Scheich, die Beine untergeschlagen, den Tschibuk, mit Brillanten geziert, weit vor sich ausgestreckt, den kleinen, Gold gefaßten braunen Pfeifentopf ruhend auf dem silbernen Teller, der auf dem Fußboden stand; das Haupt bedeckt mit einem grünen Turban, zum Zeichen, daß der ehrwürdige Herr einer von den Nachkommen Mohamed des Propheten sei. Denn nur diesen ist es gestattet, die grüne Farbe zum Turban zu verwenden. Der lange graue Bart fiel über seine Brust bis auf den Gürtel seines Kastans nieder; ich zeige Dir nachher sein Bild, welches sich in einem der großen Albums befindet, die dort drüben an der Wand auf dem Tische liegen. Er selber hat mir dies Porträt mit holdseliger Miene zum Geschenke dargebracht.

Die schwarzen Diener in den langen seidenen Pantalon reichten den Fremden den Kaffee dar, und der Scheich schaute mit ernsthaftem Gesicht, Einen nach dem Andern, die Fremden an, als sie den Kaffee zum Munde führten. Es wäre sehr unhöflich gewesen und hätte von sehr schlechter Lebensart gezeugt, wenn wir nicht, nachdem wir den dampfenden braunen Trant genossen, den Blick hingewandt hätten nach dem Scheich, um mit einer Verneigung ihm für den Labretant zu danken.

Dann tönte die Klingel; mein Dragoman erschien in der offenen Thür und winkte mir zu, ihm zu folgen. Er hatte für uns drunten in der Moschee einen guten Platz ausgesucht, wo wir ungestört der ganzen Ceremonie beiwohnen und den Gottesdienst der tanzenden Derwische mit Muße betrachten konnten.

Soll ich Dir nun davon erzählen, soll ich versuchen, Dir diese wunderbare Ceremonie zu schildern, wie eine Schaar junger und alter Männer, Alle gekleidet in lange, weiße Mäntel, Alle den Kopf bedeckt mit hohen Filzmützen, die ganz die Gestalt eines umgestürzten Blumentopfes haben, Alle die Arme gehoben, die Augen verzückt gen Himmel gerichtet, erst langsam, dann in immer rascheren Schwingungen sich drehen und drehen, während vom hohen Chor seltsame Lieder erklingen; sie drehen und drehen sich, als hätten sie einen Krampf, und doch werden sie niemals taumeln, niemals schwindelig werden von diesem furchtbaren Drehen, niemals wird Einer den Andern stoßen oder berühren. Dann, mitten in den rasenden Schwingungen, auf einen Wink des Scheichs, sehen sie plötzlich still, um murrend das Gebet zu verrichten; und dann auf den Wink des Scheichs beginnt abermals das furchtbare Drehen der Derwische, ohne daß sie ermatten oder schwindeln, oder müde werden, oder straucheln.

Und doch sind die Ceremonien der tanzenden Derwische noch ein Kinderpiel gegen das, was die heulenden Derwische leisten. Die Erinnerung an diese erfüllt mich noch immer mit Entsetzen, und fast die peinlichsten Stunden auf allen meinen Fahrten und Reisen habe ich bei den heulenden Derwischen durchlebt und durchlitten. Denn es ist qualvoll und entsetzlich, diese Menschen zu sehen, wie sie die Glieder verrenken, wie sie nach vorn und nach hinten in gleichmäßigen Pendelschwingungen sich beugen, immer rascher, immer krampfhafter, während ihr langes aufgelöstes Haar wie ein Schlangenther hoch empor fliegt bei den raschen Schwingungen. Oft waren diese Schwingungen und Drehungen so rapid, so wechselnd, daß man gar nicht mehr im Stande war, die einzelnen Körper und deren Glieder zu unterscheiden, und daß Alle zusammen wie eine einzige zuckende, bald emporgeschleifte, bald zu Boden geschleuderte Gliedermasse erschienen; nur die todesbleichen Gesichter und die weitgeöffneten stieren Augen sieht man noch, und das Herz erbebt und erschauert von dem furchtbaren, gar nicht mehr menschlichen Geächze, Gesöhn und Gebrüll, das von den blauen Lippen dieser Geplagten ertönt, und — Nein, lassen wir, auf weichen Polstern ruhend, uns die süße Muße nicht durch solche Schilderungen unerquicklich machen. Genießen wir der behaglichen Ruhe und des holden Dämmerns. Schließe die Augen, meine liebe Auguste, und träume, und dämmere, und laß vor den Ohren Dir tönen das reizende Goethe'sche Lied: „D gib vom weiden Pfähle, Träumen ein halb Gehör! Bei meinem Saitenspiel, Schläfe, was willst Du mehr?“ — Aber ich, Freundin, ich habe gar keine Lust, das Saitenspiel ertönen zu lassen, damit Du schlafen und träumen kannst! Will selber der süßen Behaglichkeit genießen, und — sieh nur, da kommt zur geeigneten Stunde unser „weißer Mohr“ und bringt uns, wie's sich ziemt in dem coirturque, den Mokka in den kleinen chinesischen, besponnenen Tassen! Der Kaffee ist ganz auf türkische Art bereitet, auf der türkischen Mühle, die ich mir mitgebracht, so fein gemahlen, daß er wie Staub ist, und dann auf türkische Art gekocht! Er duftet prächtig, nicht wahr? Schürfe ihn langsam, und nun nimm die Cigarette, die ich uns selber vorher aus dem schönen ägyptischen Tabak, dem Zatakha, gedreht habe. Feuer her, Feuer! Schürfe den Mokka und laß aus den duffenden Cigaretten uns die kleinen blauen Dampfvolken in die Luft aufwirbeln, und laß uns träumen von schöner Vergangenheit, von schöner Gegenwart, und laß uns hoffen auf gennüchliche Zukunft, auf freundvolles Morgen. Und wär das Morgen auch nicht so freundvoll, so wollen wir uns dann erinnern, daß die Araber an jedem Heute, das nicht erfreulich ist, sich zum Troste sagen: Bukra! (Morgen), und wollen uns tief ins Herz eingraben das schönste Trosteswort der Araber: Bukra, fill mish mish! (Morgen, wenn die Pfirsich blühen).

E n d e.

## Die schönen Dinge der Weltausstellung.

Von Ludwig Pfau.

I.

Wenn diese Zeilen zur Kenntniß des Lesers gelangen, sind sie bereits seit vier Wochen geschrieben, da der „Bazar“, wegen der Größe seiner Auflage, eine solche Frist zu Herstellung seiner Nummern bedarf. Vor vier Wochen nun waren zwar die Pforten der Ausstellung eröffnet, aber die Werke noch nicht ausgestellt; ich kann daher meiner Aufgabe, die vorzüglichsten Erzeugnisse der schönen Industrie den schönen Leserinnen des „Bazar“ in Wort und Bild vor Augen zu führen, für heute nur in Form einer einleitenden Ankündigung nachkommen.

Die Producte, die hier in Frage sind, bilden den wichtigsten Theil jenes Luxus, der zwar so alt ist wie die Geschichte, mit Ausbreitung der Cultur jedoch tiefer und tiefer in die Schichten der Gesellschaft dringt, und dessen wachsende Bedeutung seit alten Zeiten der Gegenstand von allerlei Klagen und Befürchtungen zu sein pflegt. Die mittelalterlichen Luxusgesetze, welche für die unteren Stände die kostbaren Dinge mit einem Verbot belegten, sind bekannt; aber auch heute noch fehlt es nicht an solch sauberen Ökonomen, welche die Beschränkung des Luxus predigen, ohne einzusehen, daß dies nur die Entwicklung von Reichthum, Wohlfaht und Gesittung verhindern hieße. Man darf sich nur ein Volk denken, welches von Kartoffeln lebt und in Zwilling geht, um sogleich zu begreifen, daß ein solches nicht nur auf einer niederen Stufe der Bildung stehen, sondern auch so lange bleiben müsse, als es nicht, durch Steigerung seiner Bedürfnisse zu Steigerung seines gewerblichen Fleißes getrieben, ein eingreifendes Rad in dem Triebwerk des internationalen Verkehrs wird und thätigen Antheil am großen Werke der menschlichen Arbeit nimmt. Es handelt sich, in guter Ökonomie, nicht darum, seine Bedürfnisse zu beschränken, sondern darum, sie zu entwickeln und durch eigenes Schaffen die zur Befriedigung derselben nöthigen Mittel aufzubringen. Sogar der Wilde, sobald er den gemeinen Bedingungen des Lebens genügt hat, verlangt nach dem Ueberfluß von Schmuck und Zier, und das Wachsen der Bedürfnisse ist nur das Merkzeichen der wachsenden Cultur. Es ist ja gerade charakteristisch für den gebildeten Geist, daß er vom Nützlichen nur in Form des Schönen erfreut wird und daß er allen Gegenständen persönlicher und häuslicher Nothdurft das ästhetische Gepräge künstlerischer Freiheit aufzudrücken sucht; denn aller Fortschritt ist in letzter Instanz eine Entwicklung der Nothwendigkeit zur Freiheit. Andererseits wirkt die schöne Kleidung und Umgebung wieder bildend auf die Persönlichkeit zurück: man geht anders auf einem Teppich, als auf einem Ziegelboden, man setzt sich anders auf einen sammetgepolsterten Lehnstuhl, als auf eine hölzerne Britsche, man faßt das werthvolle Möbel mit andern Empfindungen an, als das rohe Geräthe, und die Zurückhaltung in Bewegungen und Gebaren, die man sich unwillkürlich angewöhnt, bleibt nicht ohne Einfluß auf jene Rücksichten geistiger Natur, ohne welche der gesellige Verkehr die Annehmlichkeiten feinerer Gesittung entbehrt. Die Kunst ist die wahre Erzieherin des menschlichen Geschlechts.

Die geehrten Leserinnen des „Bazar“ können sich somit ohne Scheu den verschönernden Instinkten ihres Geschlechts überlassen; auch ist es denselben sicherlich nicht unangenehm, zu erfahren, daß sie mit dem Luxus, den sie treiben, gewissermaßen eine ökonomische und sociale Pflicht erfüllen. Aber freilich muß dieser Luxus einen gewissen Charakter haben, um nicht schädlich zu werden, statt nützlich zu sein: er darf nicht den hohlen Glanz eitler Prunksucht, er muß das künstlerische Streben nach harmonischer Uebereinstimmung an der Stirne tragen; er soll seinen Werth nicht im Stoff, sondern in der Arbeit, nicht in der Verschwendung, sondern in der Ordnung, nicht in der Pracht, sondern im Stil suchen. Nur das wahrhaft Schöne ist eine wirkliche Zierde und wird zum Schmuck von Person und Wohnung; das Ueberladene, Aufbringliche, Formlose dagegen vermag weder eine verschönernde Wirkung zu üben, noch zu Erziehung von Auge und Empfindung beizutragen. Die Bildung des Geschmacks und des ästhetischen Urtheils ist daher wichtiger, als man gewöhnlich glaubt; denn sie verhindert die unnütze Verschwendung von Zeit, Geld und Arbeit, indem sie die Angelegenheiten der Toilette, der persönlichen und namentlich der häuslichen Ausschmückung der Sphäre unserer Gefühl- und Modeseucht entrückt, um sie in jene Regionen höheren und edleren Lebensgenusses zu erheben, welchen wir die herrlichsten Kunstwerke verdanken, die Muster für alle Zeiten.

Leider ist Nichts mehr, als die Kunst und was mit ihr zusammenhängt, jenen rückschreitenden Schwankungen ausgesetzt, welche dem Fortschritt des menschlichen Geistes den Anschein einer ewigen Kreisbewegung geben; aber wenn der gute Geschmack seit den ruhmvollen Zeiten der Renaissance sichtbarlich abgenommen hat, so ist nicht zu leugnen, daß derselbe, was die schöne Industrie betrifft, seit der Epoche der Weltausstellungen wieder im Zunehmen begriffen ist. Ohne Zweifel wird auch die Wiener Ausstellung in solchem Sinne wirken, und wir wollen nach unseren schwachen Kräften zu diesem Erfolge beitragen, indem wir die schönsten Dinge aus dem Gebiete des Kunstgewerbes, die Gewebe, Geschirre, Porzellane, Bronzen, Gold-, Silber- und Bijouteriearbeiten, sowie die Möbel dem zahlreichen Leserkreise dieses Blattes vorführen und mit einer kritischen Erörterung ihres ästhetischen Werthes begleiten.

II.

Zur Zeit, da ich dieses schreibe (6. Mai), beginnt die Ausstellung allmählig ihre Schranke zu füllen und, unter anderem Sehenswerthen, jene „schönen Dinge“ auszubreiten, welche den Leserinnen dieses Blattes wohl vor Allem am Herzen liegen — die Stoffe und Gewebe. Neben den Seidezeugen, Shawls und Teppichen abendländischer Fabrication sind es besonders die morgenländischen Erzeugnisse der textilen Industrie, welche sowohl durch die Eigenthümlichkeit der Muster als durch die Schönheit der Farben, das Auge des Besuchers überraschen. Leider ist das Alles erst im Werden begriffen; tausende von Risten sind noch nicht einmal abgeladen, viel weniger ausgepackt, manche Abtheilungen abgesperrt und nur einem Blick

über die Barrikade zugänglich, so daß an eine Uebersicht oder Auswahl für heute nicht zu denken ist. Noch unmöglicher ist es jetzt schon Abbildungen zu liefern, da hier auch die vom Holzschnitt geforderte Zeit in Rechnung kommt. Ohne Zweifel jedoch wird eine der nächsten Bazarnummern im Stande sein, einige der gelungensten Muster oder Arbeiten im Bilde vorzuführen. Freilich hat gerade für diesen Zweig der schönen Industrie die schwarze Abbildung einen geringeren Werth, weil hier die Farbe mehr in Betracht kommt, als die Zeichnung, und es nahezu unmöglich ist, den Ton einer Schattirung mit Worten wiederzugeben. Wir müssen daher für diesen Theil der Darstellung an die Phantasie unserer Leserinnen appelliren, wollen aber die Zeit des Abwartens zu einigen Erläuterungen benützen, welche geeignet sind, der Einbildungskraft die Arbeit zu erleichtern.

Sagen wir es aufrichtig — wir halten diese Vorzüge nicht für überflüssig; und selbst auf die Gefahr hin, unsere geneigten Leserinnen vor den Kopf zu stoßen, müssen wir gestehen, daß unser Vertrauen zu deren Farbensinn seine Grenzen hat. Sei es nun mangelhafte Anlage oder mangelhafte Entwicklung, soviel ist sicher, daß die meisten Abkömmlinge der germanischen Race, in Beziehung auf Farbensinn, zu den talentlosesten unter den Nationen gehören. Zwar pflegen hier Engländer und Amerikaner mit dem schlimmen Beispiel voranzugehen; aber wenn wir Deutschen diese germanischen Brüder an coloristischer Begabung übertreffen, so stehen wir doch ebensoviele hinter den Romanen, namentlich den Franzosen zurück, als diese selber wieder von den Orientalen übertroffen werden. Obwohl sich diese negative Fähigkeit in gewissem Grade auch auf die eigentliche Kunst erstreckt, habe ich hier hauptsächlich den Farbensinn in Industrie und Kleidung vor Augen, von dem man gestehen muß, daß er in Deutschland ein verhältnißmäßig noch ungebildeter ist.

Bekanntlich haben die Wilden eine große Vorliebe für bunte, schreiende, ganze Farben, so sehr, daß ihnen das Umhängen glänzenden Prunks nicht genügt, und sie die Haut, die ihnen bereits einen zu neutralen Ton hat, zu größerer Befriedigung ihrer Farbenlust bemalen. Die Indianer tätowiren sich noch heute; aber auch die Könige der Meder und Assyrer färbten sich das Gesicht roth, und die römischen Triumphatoren der frühesten Periode trichen sich den ganzen Körper mit Roth an. Später wurde die Röthe von der Haut aufs Kleid verpflanzt, und die bunte Farbe allmählig von der unmittelbaren Berührung des Körpers zu der mehr äußerlichen Verwendung als Zierrath, Einfassung, Mantel u. zurückgeführt oder für Ueber- und Unterkleider verwendet und in ihrer Bedeutung herabgesetzt, bis sie endlich aus der männlichen Kleidung ganz verschwindet, für die weibliche sich mäßigt, um in den grelleren Zusammenstellungen nur in Gestalt von Möbel, Vorhang und Zimmerdecoration noch aufzutreten. Mit der Cultur wächst die Vorliebe für die Mischöne, die Schattirungen, die gebrochenen Farben. Es ist dies ein allgemeines historisches Gesetz zu constanter Natur, als daß es nicht mit der Entwicklung des menschlichen Wesens überhaupt in innerem Zusammenhang stehen sollte.

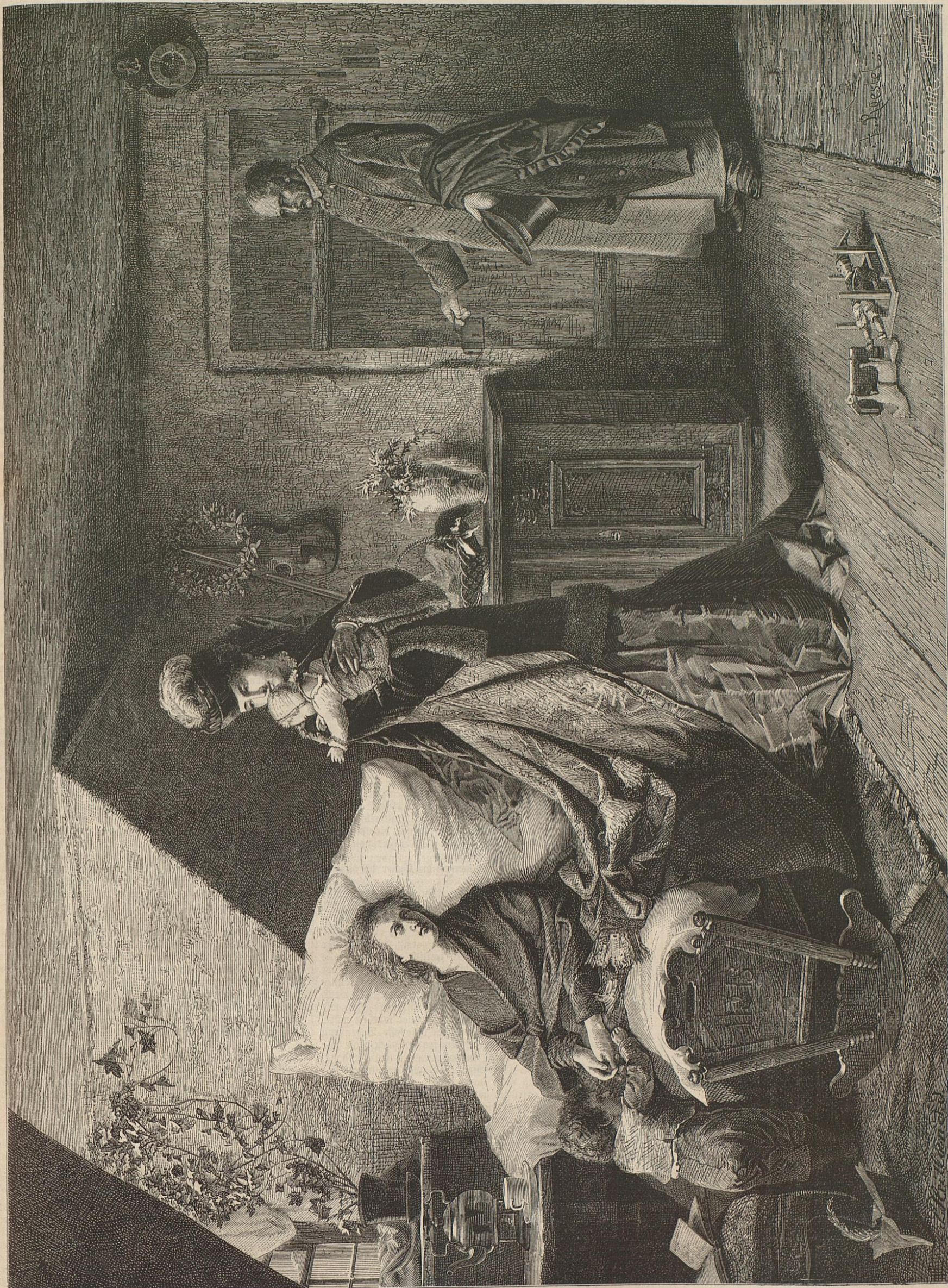
Man hat freilich öfter behauptet, dieses Verschwinden der bunten Contraste aus Tracht und Mode sei nur eine bedauerliche Ab schwächung des ursprünglichen Farbensinns, ein Zeichen von Bläsurtheil, welche die Sphäre des Geschmacks so gut wie andere Gebiete des modernen Lebens ergreife. Wer freilich kein Gefühl für die Schönheit der zarten Uebergänge und feinen Mischöne hat, ist nicht zu überzeugen; und es wäre wohl schwer mit Gründen gegen denselben aufzukommen, wenn die Natur nicht selber den deutlichsten Fingerzeig gäbe. Denn überall in der Schöpfung nehmen mit den niedrigeren Formen des Daseins die grellen Farben zu, um mit den höheren Bildungen abzunehmen und den gebrochenen Tönen Platz zu machen. Die ausgezehrtste Farbenpracht herrscht im Mineralreich, im Himmelblau, im Meeresgrün, im Morgen- und Abendroth, im Regenbogen; und der intensivste Glanz ist der der Metalle und Edelsteine. Das Pflanzenreich wird schon bescheidener. Seine Hauptfarbe ist ein mehr oder weniger gedämpftes Grün, und der Knalleffect ist für die Blumen aufgespart. Noch gemäßigter tritt das Thierreich auf; und auch hier sind die Prachtfarben wieder, als eine Art materieller Entschädigung, den niedrigeren Geschöpfen ausgetheilt. Manche Seethiere, Muscheln, Insekten und einige Vögel lieben sich bunt zu kleiden, und die hübschesten derselben sind diejenigen, bei welchen das Pigment nur als Decoration, in Gestalt von Band, Krage, Schopf u. zum Vorschein kommt. Das edlere Säugethier verschmäht die bunte Farbe ganz und reducirt sie auf die Iris des Auges und den Purpur des Mundes; bei ihm gelangt die Farbe der Bildung zur Alleinherrschaft. Das Wunderwerk der Färbekunst aber ist die menschliche Haut, welche alle Farben des Spectrums in unendlicher Mischung enthält und die Feinheit des gebrochenen Tons mit der Pracht des ungebrochenen im höchsten Grade vereinigt.

Es ist also klar, daß die historische Entwicklung des Farbensinns, indem sie von den bunten zu den einfachen, von den ganzen zu den gemischten Tönen fortschreitet, ganz im Einklang mit dem Naturgesetz ist, welches gleichfalls die höhere Bildung durch die feinere Schattirung kennzeichnet. Die Natur macht überhaupt einen mäßigen Gebrauch von ihren Prachtfarben und gibt uns damit einen Fingerzeig, den wir nicht übersehen sollten, um von ihr zu lernen, daß nicht die Primitiv-, sondern die Collectivfarbe die höhere Erscheinung ist; daß die Prachtfarbe hauptsächlich dazu dient, den Werth und die Feinheit der Mischfarbe hervorzuheben; und daß ihr Glanz nur dann zu voller Geltung gelangt, wenn sie sich bescheidet, mit zeichnerischer Mäßigung als Schmuck und Zier ihre Wirkung zu üben.

Leider zeigen die bunten Stoffe der Kleider und die schreienden Zusammenstellungen der Farben, die man häufig genug und namentlich auch in Deutschland sieht, daß wir uns — um naturhistorisch zu sprechen — noch in der Papagei-periode befinden, statt die höhere Stellung des Säugethiers gebührend einzunehmen. Denn der civilisirte Mensch, indem er sich gebrochenerer Colorite für seine Bedeckung und unmittlere Umgebung wählt, hat den Sinn für den Farbensinn nicht verloren, er hat nur ein Auge für den Werth der Schattirungen gewonnen und damit ein Verständniß für die Uebergänge und Abstufungen überhaupt, das dem Ungebildeten nicht nur für die Farben, sondern für alle schönen Dinge mehr oder weniger abgeht.

(Fortsetzung folgt.)





Das Adoptivkind. Von A. Roedel.



### Das Adoptivkind.

Zu dem Bilde von A. Roestel.

Sie könnte eine rührende Geschichte von kurzem Glück und langem, herbem Leid erzählen, die bleiche, junge Frau dort, die so todesmatt den blonden Kopf und den Oberleib in das weiße Kissen zurücklehnt und die zarten Hände so müd und resignirt im Schoß gefaltet ruhen läßt. Es wäre eine neue Variante der alten Geschichte von Künstlers Erdenwallen, von der Liebe Seligkeit und der unbarmherzigen Gleichgültigkeit des Schicksals für Menschenglück und Elend. Die Geige und der einst so zauberkräftige Bogen dort an der Wand sind verstummt, seit die Hand, die ihn einst führte, im Tode erkaltete, seit das Leben des jungen Meisters, der den Saiten so süß-gewaltige Klänge zu entlocken wußte, verdorrte wie jener Kranz, das einzige sichtliche Denkmal der Wirkungen seiner Kunst und des Dankes der Mitwelt, welchen ihm dieselbe erwarb.

Mit den Klängen der Geige dort hat er vielleicht auch zum ersten Mal dies Mädchenherz berührt. Gibt es doch kaum eine wunderthätigere Macht, um die weibliche Seele dem Manne zu erschließen und in liebender Hingebung zu schmelzen, als die „holbe Kunst“ des Tons, ströme sie nun aus der vollen Brust des begnadigten Sängers oder von den unter Meisters Hand sympathisch erbebenden und schwingenden Saiten. Oft genug erwies sich der Geigenbogen als die beste Wünschelrute, welche die festen Pforten eines unnahbar scheinenden, verschlossenen Frauenherzens mit einem Schläge sprengte und seine reichsten und verborgensten Schätze dem Meister gewann, dessen Hand ihn schwang.

Aber „die Lust der Creaturen ist gemengt mit Bitterkeit“. Das Glück, das diesem jungen Weibe geworden ist, sollte theuer bezahlt werden. Die schöne, lockende, lustige Flamme hat sich schnell verzehrt.

Bald hat die Sorge an die Thür dieses Hauses geklopft. Denn die frische Kraft, die künstlerische Freudigkeit des geliebten Mannes wurde geknickt. Der schlimmste Feind alles Lebensglücks und frühlichen Aufstrebens, die Krankheit, hat schleichend an den Wurzeln des Stammes genagt. Als sie dem Künstler die Geige aus der Hand nahm und ihn aufs Schmerzenslager warf, zog die Noth und Entbehrung mit aller Bitterkeit, mit allen Demüthigungen, die ihre Begleitung bilden, in dies Heimwesen ein, sie, die „streift des Lebens Blüthe ab, streift, was uns Lieblichstes gegeben, vom Herzen und Gemüthe ab“. In der Pflege und wohl auch in der Arbeit für den Mann und den kleinen Knaben ist auch ihre zarte Gesundheit gebrochen. Und doch so vergebens! Als das jüngste Kleine zum ersten Mal an der mütterlichen Brust zum Leben erwachte, war es schon eine Waise. Noch vor seiner Geburt trug man den Vater hinaus zur letzten Ruhestätte unter dem grünen Rasen. Hüßlos, verlassen, blieb die Mutter mit den beiden Kindern zurück.

So ungefähr, denke ich, müßte die Geschichte lauten, welche die bleiche Frau dort in den Kissen zu erzählen hätte. Die Malerin des Bildes fügte ihr ein neues Kapitel zu. Es war nicht genug des Schmerzes, des Verlierens und des Entsetzens. Noch ein zweites Liebstees dahinzugeben von ihrem Herzen ist sie verurtheilt. Nicht ohne harten Kampf und erst mit ermatteter Seele hat sie darein gewilligt — und aus innigster Liebe gerade zu dem, von dem sie sich scheidet.

Die Gaben des Glückes sind sehr verschieden und wie mit Laune und Willkür vertheilt. Zener eleganten, vornehmen, jungen Frau, welche die arme Dachkammer der Wittve betreten hat, wurden Gesundheit, Reichthum und mit diesem alle jene Güter, von welchen die Menschen träumen, nach denen sie ringen und jagen. Aber das beste Gut des Weibes: das Glück der Mutterchaft, blieb ihr doch versagt. Bei der reichen Armen muß die arme Reiche betteln gehn, daß die den eigenen Ueberfluß mit ihr theile. Liebevoll drückt sie das ihr übergebene kleine Wesen mit den solcher leichten lebendigen Last noch ungewohnten Armen an die sammetbedeckte Brust und legt die weiche Wange an das zarte Köpfchen. Aber so jung die Kleine auch noch ist, so kennt sie doch schon genügend die Art, wie der rechte Mutterarm sich um seine kleinen Glieder legt, kennt das sanfte blasse Gesicht, das ihre Augen immer zuerst und über die Wiege niedergebeugt sahen, wenn sie sich dem Lichte öffnete. Sie wendet den ganzen Leib ängstlich zurück und streckt die kleinen Armechen so verlangend nach der Mutter aus, da die fremde schöne Dame sie forttragen will.

Doch die bleiche Frau hat für ihr Kind nur noch einen Blick und eine Thräne des tiefsten Schmerzes. Die trostlose Erkenntniß der Nothwendigkeit der Trennung, der Untergang jeder Hoffnung auf Leben und Glück hat selbst des zärtlichen Mutterherzens natürliches Empfinden besiegt. Sie weiß es zu wohl: noch wenige Monate — und die Erde, die ihres Mannes Hütle bedeckt, fällt dröhnend auch auf ihren ärmlichen Sarg. Die qualvolle Sorge um ihrer hilflosen Kleinen Schicksal wenigstens wird in der letzten Stunde ihre Seele nicht verwirren und ängstigen.

Ludwig Pietsch.

### Zur Geschichte der Titulatur und des Rangs.

Von George Heseikel.

Als Wiege der Titulatur und der Hofetikette (*Esthio questio*), hierin handelt es sich um, so stand auf den Zetteln, welche an Actenkästen und Actenbündel geklebt wurden. Von dieser Aufschrift an dem Actenstück, welches die Rangverhältnisse ordnete, heißt die ganze Summe der diese betreffende Vorschriften: Etikette ist das kaiserliche Byzanz, Constantinopel, zu betrachten. Titel- und Etikettenwesen waren daselbst frühe schon bis in die kleinsten Kleinigkeiten so haarspaltend ausgebildet, daß wir noch heute das Uebermaß in solchen Dingen byzantinisch nennen.

Nach Byzanz wurde Rom, wenigstens für das Abendland, die hohe Schule der Titulatur; nur die Titel, welche die römische Curie gab, konnten auf allgemeine Anerkennung rechnen. Es war schon ein Zeichen des niedergehenden Ansehens der römischen Curie, als nicht mehr der römische, sondern der burgundische Hof die Vorschriften für Titulatur und Etikette gab. Die burgundische Hofetikette wurde bereits sehr künstlich, aber sie zeigte immer noch eine gewisse Freiheit; düster, steif, geradezu hölzern wurde sie in Spanien, als die Habsburger nach Spanien auch

dieses Stück der burgundischen Erbschaft übertrugen. Unter Ludwig XIV. erst machte französische Etikette der burgundisch-spanischen einen eifrigen Krieg und nicht überall blieb die französische Siegerin. Deutschland, oft bis zur Noth verbissen in Titel- und Rangfragen, hat in diesen Dingen niemals den Ton abgegeben. Der Kaiserhof hielt die burgundisch-spanische Tradition sehr lange aufrecht, und die meisten katholischen Höfe folgten ihm, während sich die protestantischen Höfe meist nach dem Muster von Versailles einrichteten.

Der höchste Titel, den wir kennen, die Majestät, ist nicht alt, erst Kaiser Karl V. bediente sich des Majestätstitels regelmäßig, die Könige folgten. Bis dahin sagte man: die königliche Würde von England, Frankreich u. s. w. Die römische Curie gab Kaisern und Königen die Hoheit (*Celsitudo*), doch erhielten in Rom auch andere sehr angesehene Fürsten, z. B. Markgraf Albrecht von Brandenburg im 15. Jahrhundert, die Hoheit. Unsere „königliche Hoheit“, jetzt der Titel aller königlichen Prinzen und Prinzessinnen, sowie aller Großherzoge und ihrer Gemahlinnen, ist noch neuer; der javoyische Staatssecretair Martin von Mepe erlangte ihn im 17. Jahrhundert für einen spanischen Infanten, Königssohn, um dessen höhern Rang zu bezeichnen, da der Herzog von Savoyen ebenfalls die Hoheit (*Altesse*) beanspruchte. Der Titel Großherzog wurde in Wien erfunden für einen Medicäer, der eine Erzherzogin freite, der einfache Herzogstitel von Florenz schien für eine Erzherzogin nicht groß genug.

Erzherzöge (*Archiduces*) nannten sich die Markgrafen von Oesterreich, seit sie den deutschen Erzfürsten (die Kurfürsten, als Erzmarshall, Erzkanzler u. s. w.) von Kaiser Friedrich gleichgestellt worden waren, doch wurde der Titel erst im 15. Jahrhundert allgemein anerkannt.

Die unverheirateten Damen königlicher und fürstlicher Häuser waren eigentlich titellos, sie wurden einfach Fräulein und mit dem Namen genannt. Sonach hatte man königliche, fürstliche und gräfliche Fräulein, aber adelige und bürgerliche Jungfern. Erst sehr spät kam das Prinzessin mit dem Prädicat Hoheit u. s. w. auf. Auch hießen damals die Fürstentöchter, unverheirathet, wohl noch fürstliche und gräfliche Junker. In alten Fürstenschlößern findet sich oft noch ein besonderer Theil des Schlosses, welcher die „Junkerei“ genannt wird, weil dort die unverheiratheten Prinzen wohnten. Nur die Sprossen des sächsischen Hauses waren geborene Herzöge und Herzoginnen zu Sachsen. Dieser Charakter ist unverlierbar, die Damen behalten ihn auch nach ihrer Vermählung. So schreibt sich die deutsche Kaiserin und Königin von Preußen immer noch Herzogin zu Sachsen.

Der eigentliche deutsche Fürstentitel ist „hochgeborener Fürst“, wahrscheinlich soll dasselbe dem „nobilitas“ entsprechen, welches stets den hohen Adel, den Dynastenstand bezeichnet. Daneben tritt die Durchlaucht, die dem „illustris“ und „illustrissimus“ entspricht. Nun hat aber der französische Hoheitstitel, die „Altesse“, eine kaum noch lösbare Confusion verursacht, und die Durchlaucht wird gewöhnlich durch „Altesse Sérénissime“ gegeben, die in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Höfen bald hinter, bald vor der einfachen „Altesse“ rangirt. Französisch ergibt das folgende Reihe: „Altesse Royale“ (oder *Impériale*, sind gleichen Rangs), einfache Altesse (dabei fehlt ein *Grand-ducale*) und Altesse Sérénissime. Im Deutschen haben wir also: königliche Hoheiten, Großherzogliche Hoheiten (die nicht regierenden Herren und Damen großherzoglicher Häuser), Hoheiten (die regierenden Häupter der deutschen altfürstlichen Häuser), Herzogliche Hoheiten (die nicht regierenden Herren und Damen der deutschen altfürstlichen Häuser, wie Anhalt und Braunschweig) und endlich Durchlauchten, oder Durchlauchtige Hoheiten.

Durchlaucht soll nun dem *Serenissimus*, der gräfliche Titel Erlaucht aber dem *illustrissimus* entsprechen. In Italien ist nicht nur Altesse ein Fürstentitel, sondern auch *Eccellenza*, was auch ganz richtig ist, denn noch lange hießen die Fürsten *illustrissimi* et *excellentissimi principes*. Das altdeutsche: „fürstliche Gnaden“ erhalten jetzt die neugefürsteten Herrschaften, wenn ihnen nicht gleich die Durchlaucht mit verliehen wird.

Eine ganz seltsame Rolle spielen in mittelalterlichen Urkunden die Benennungen der Verwandtschaftsgrade, die ursprünglich einfache Freundschaftsverbindungen und Schmeichelnamen waren, aber zu wirklichen Titeln wurden.

In den lateinischen Urkunden nennen die Kaiser die Reichsfürsten: *Avunculus*, *Oheim*, *affinis* oder *sororius*, *Schwager*, *consanguineus*, *Vetter*, *agnatus*, *Verwandter*, ohne daß dabei an die bestimmten Verwandtschaftsgrade zu denken wäre. Oft steht selbst ein anderer Verwandtschaftsgrad völlig fest. Wurde es doch dem armen Spalatin schwer verdacht, daß er in seiner sächsischen Chronik die Worte „*avunculi nostri*“ durch „unser Mutter Bruder“ übersezt hatte, was freilich an jener Stelle völlig falsch war, denn Kaiser Karl IV. war erweislich nicht der Mutter Bruder der Fürsten von Anhalt. Im Allgemeinen könnte man alle diese Verwandtschaftstitel durch „*Vetter*“ übersezen, wenn nicht während längerer Zeit der Verwandtschaftsgrad, den wir durch *Oheim* bezeichnen, durch *Vetter* bezeichnet worden wäre. Auch *Vase* und *Muhme* hatten nicht immer eine feste Bedeutung und wurden für einander gebraucht. Am französischen Hofe gab es einen besondern Titel, *cousin* und *cousine* du Roi, und am alten burgundischen Hofe unterschied man noch genau zwischen *cousin*, *mon cousin* und *mon beau cousin*. Eine „*ma belle cousine*“ würde sehr entrüstet gewesen sein, wenn man sie als eine „*cousine*“ schlechtweg bezeichnet hätte.

Jetzt nennen sich alle Kaiser und Könige: „*Monsieur et mon frere*“ und es ist wohl noch in Aller Gedächtniß, wie entrüstet Napoleon III. einst war, als Nicolaus I. von Rußland ihn statt mit dem Brudertitel, mit: „*Mein großer und guter Freund!*“ anredete. Aber auch Oltber Cromwell steckte einen Brief mit ellenlangem Titel gleichgiltig in die Tasche und ging erst auf die Unterhandlung mit Frankreich ein, als Mazarin den kleinen König Ludwig XIV. an ihn schreiben ließ: „*Mein Herr Bruder!*“ Der große Ludwig XIV. würde es schwerlich gethan haben.

Unter einander gaben sich die Fürsten (wir finden es in anhaltischen Urkunden aus dem 13. Jahrhundert) auch den Titel „*Bule*“, der eben auch nur *Vetter* oder *Verwandter* besagen will. Auch „*Pathe*“ kommt vor, ohne daß dabei notwendig an diese „geistliche Verwandtschaft“ gedacht werden müßte, die übrigens zuweilen von der Kirche so streng genommen wurde, daß ohne Dispens keiner seine Jungfer Gevatterin heirathen durfte. Die gewöhnliche Anrede der Fürsten und Fürstinnen unter sich war im Context: „*Euer Lieben*“, darüber meißt: „*Hochgeborener Fürst, freundlich lieber Oheim und Pathe!*“ oder so ähnlich.

„*Lieber Getreuer*“ spricht der Lehnherr zu seinem Vasallen als solchem, sonst ist ein alter Adelstitel: „*Ehrbar* und *nicht*“, darum ist der Gegensatz zu *ehrbär*, *unehrbär*, nicht als Schimpf zu nehmen; so wird z. B. dem Grafen von Lindow *ehrbär* mit gewissen Gütern, *fromme Männer*, *ehrbär* und *unehrbär* zu befehlen. *Ehrbar* ist eben jeder Notable: *Edelmann*, *Beamte*, *Graduirte* im Gegensatz zu dem, der weder durch Geburt, noch durch Stellung, geistlich oder weltlich hervorragt. Später hieß jeder Edelmann: *gestreng*, *strenuus vir*, was anfänglich nur dem Ritter zukam, und dem gestrengen Herrn folgte die gestrenge Frau.

Wir haben schon bemerkt, daß alle Etikette im Abendland von Rom ausgegangen ist; danach läßt sich denken, daß der Rang vor dem Kaiser hatte, was übrigens von mehreren Kaisern bestritten worden ist. Joseph II. kam zu Wien einmündig nicht in die Kirche, weil die päpstlichen Hofbeamten dort einen Thron für den Papst errichtet hatten, der eine Stufe höher war als der für den Kaiser. Auch nannte der Papst alle Kaiser, Könige und Fürsten „*Du*“ und Niemanden „*Ihr*“ (*papa omnia tuissat, neminem vossitat*), doch ist dabei zu erinnern, daß er eben als geistlicher Vater zu seinen Söhnen sprach, so lange er keine Protestanten gab.

Der Ceremonienmeister Paris von Grassis hat 1504 eine europäische Staatsrangordnung bekannt gemacht, die freilich Herr, Papst Julius II. bestätigt hat, die aber trotzdem nie vollere Geltung gekommen ist. Nach derselben folgen sich die Fürsten: der römische Kaiser, der römische König, die Könige von Frankreich, Spanien, Aragon, Portugal, England, Sicilien, Schottland, Ungarn, Navarra, Cyprien, Böhmen, Polen und Dänemark, Republik Venedig, die Herzoge von Bretagne und Burgund, Kur-Bayern, Kur-Sachsen, Kur-Brandenburg, der Erzherzog von Oesterreich, der Herzog von Savoyen, der Großherzog von Florenz, der Herzog in Mailand, der Herzog in Bayern, der Herzog zu Lothringen u. s. w.

Außerdem hat der Papst verschiedenen Königen besondere Ehrentitel verliehen, welche allgemein anerkannt wurden. So hieß der König von Frankreich *Rex christianissimus*, die Allerschristlichste Majestät; der König von Spanien *Rex catholicissimus*, die Katholische Majestät; der König von Spanien *Rex fidelissimus*, die Allergläubigste oder Allergetreueste Majestät; der König von Ungarn *Rex apostolicus*, die Apostolische Majestät; der König von Polen *Rex orthodoxus*, die Rechtgläubige Majestät; der König von England *Rex defensor fidei*, *Se. Majestät* bei der König Glaubensvertheidiger, ein Titel, den Heinrich VIII. empfing und beibehielt, obgleich er mit der Kirche von England aus der römischen Kirchen-Gemeinschaft ausschied. Seine Nachfolger haben den Titel fortgeführt, und bis auf diesen Tag heißt es in Victoria Regina *defensor fidei*. Dagegen ist der *Rex subalpinus*, wie die römische Curie den König von Italien nennt, kein Ehrentitel, sondern nur eine geographische Bezeichnung, die der Papst den König von Italien nur als König von Sardinien kennt, dessen Festlandbesitzungen am Abhang der Alpen liegen.

Das Rangrecht der Damen, an sich das einfachste, hat ehedem zu unzähligen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Im Allgemeinen stand und steht Folgendes fest. Verheirathete haben den Rang ihrer Eheherren, ausgenommen: Palast-, Ehren-, Kammer- und Hofdamen, Oberhof- und Hofmeisterinnen, welche einen höhern Rang haben können, als ihre Männer. Unverheirathete haben den Rang ihrer Väter, die eben genannten Inhaberinnen von Hofämtern werden ausgenommen. Auch verlieren die Prinzessinnen, welche in minder betitelt Häuser heirathen, die Kaiserliche oder königliche Hoheit nicht. Die Wittven behalten den Rang ihrer verstorbenen Männer, doch gehen sie den Franzosen nach, die zur Zeit das Amt bekleiden, auf welches sich der Rang-Anspruch stützt. So hatte die Obristhofmeisterin der römischen Kaiserin den Vorrang vor allen nicht regierenden Fürstinnen, ihr folgte dann zunächst die verwittwete Obristhofmeisterin, dann erst die Prinzessinnen.

Bis ins Alterne trieb man einst die Rangstreitigkeit, jetzt wird keiner mehr wissenschaftlich begründen, daß Bürgerstöchter den Rang vor Bauerweibern haben, oder des Weitern ausführen, daß die Frauen von Malern und Pfeifern nicht den Vorrang vor den Weibern der Henker und Nachrichter haben. Seltsam ist es, daß die Frau eines Schweinschneiders den letzten Platz in allen uns bekannten Rangordnungen einnimmt. Wissenschaften nämlich und Schweinschneider stehen an letzter Stelle, da nun die Frau nach dem Manne rangirt, so ist sie die aller letzte Person im Staat.

Die Hofrangordnung König Friedrich Wilhelm I. von Preußen bestimmt über die Frauen wie folgt: „*Der Königin Majestät Oberhofmeisterin hat den Rang über alle und jede Dame, die königlichen Kammerfräulein folgen auf die Generalleutenants-Frauen, der Markgräfin Hofmeisterin aber rangirt mit den Obristfrauen.*“

Die jetzigen Anordnungen stellen für Frauen und Jungfrauen selten Klassen und Kategorien auf, sondern folgen mehr Einzelbestimmungen, welche für den besondern Fall und Rücksicht auf die Persönlichkeiten erlassen werden.

### Und dennoch!

Von Helene.

„*Hoffst von der Zukunft du dein Glück. Beuge die Gegenwart zu ihr als Brücke, Wie die Axtlast so ist der Lohn, Du trägst eine gute Ernte davon. Aber das Stricken, das Hagel und Regen? Mümmert nicht, Gott wird schon segnen!*“

Die Morgenjonne fiel in schrägen Strahlen auf Haus ein altes Gebäude der Stadt A., und die Uhr der daneben stehenden St. Annenkirche schlug sieben. Lange war ich nicht gewesen und legte fast zaghaft die Hand auf die schwere eisernen Klinke der Eingangsthüre, welche ich in meiner Kindheit so oft durchschritten hatte. Ich trat leise ein und in den kleinen gepflasterten Hof, dessen rechten Winkel der prächtige süße Marbeerbäum noch immer beschattete. Eine Begegnung mit der jetzigen Bewohnerin wäre mir störend gewesen, wenn ich ihr auch nur zu unvergessen in meinem Herzen trug. Daher schwichtigte ich den auffahrenden Kettenhund, öffnete schüchtern die knarrende, den Garten vom Hofe trennende Gitterthür und schritt die Stufen der dahin hinabführenden Treppe hinunter. Hier knopete und duftete Alles in dem belebenden Hauche



Frühlings. Selbst die Obstbäume standen wie Festgebäude da und zeigten die stolz kleinen grünen Blätter und tausendfachen weißen und rosigen Blüten. Träumerisch schlich ich durch die ätzlich eingefassten, sorgsam geharkten Gartenwege. Das Geräusch und Getriebe der großen Stadt hatte seinen betäubenden Einfluß verloren; denn in der hier herrschenden Einsamkeit brach es sich nur wie das ferne Gebräuse der Meereswogen. Links von dem Eingange lag ein kleiner, mit bunten Glasfenstern geschmückter Pavillon. Durch diese farbigen Scheiben geblickt, um Blumen, Gesträuche und Bäume in den verschiedenen Beleuchtungen schillern zu sehen. Jetzt schaute ich wieder hindurch und lächelte. Weder die gelbe, noch die rothe oder blaue Welt gefiel mir mehr! — Gegenüber aber winkte die wohlbekannte, nur noch dichter beschattete Geißblattlaube. — Ich trat hinein, setzte mich auf die alte, ganz rosig gewordene eiserne Bank und bückte mich nach einigen Weilschen. Eine Schwalbe flog auf. Sie nistete über dem linken Giebel Fenster des alten Hauses, welches jetzt, wie mir ein Freund erzählt, verkauft und abgerissen werden sollte, nachdem es so lange Jahre hier gestanden und auf so viel Glück und Leid herangebracht hatte. „Da kommen nun die Arbeiter und zerstören Alles,“ sagte ich zu mir selbst, „und pochen und klopfen daran herum, bis kein Stein mehr auf dem andern bleibt. So sinkt der traute alte Wohnsitz zu Staub und Schutt zurück. Und das Einzige, was mir bleibt, ist die Erinnerung und der Versuch, die Stätte meiner Kindheit durch Pinsel und Palette zu verewigen. — Es war dieser Wunsch, das muß ich bekennen, das Hauptmotiv meines heutigen Besuches hier gewesen, und Alles schien mir die ungeförteste Ausführung desselben zu versprechen. Es ist Niemand daheim!“ hatte der greise Thürhüter am Außeneingange schläfrig gesagt, als ich ihn um die Erlaubniß des Eintritts ersuchte. So packte ich denn mein Reißbrett in größter Gemächlichkeit aus, rührte die Farben ein und begann so fleißig zu arbeiten, als es nur der eifrigste Wille und die Furcht vor Störung zu thun vermögen. Da öffnete sich plötzlich das Giebel Fenster und eine zarte blondgelockte Frauengestalt lehnte sich über die Brüstung. Sie hatte das Gesicht halb abgewandt, aber ich konnte ihr wiederholtes Seufzen vernehmen und sah, wie sie sich die Augen trocknete. Aus Besorgniß, unbeschiden zu sein, erhob ich mich schnell, um mich zurückzuziehen. Aber schon hatte sie mich bemerkt, fuhr, offenbar durch den unvermutheten Eindringling erschreckt, schnell zurück und schloß das Fenster. Aber so flüchtig auch diese Erscheinung gewesen war, so wenig ich gerade dieses Zusammentreffen gesucht und erwartet hatte — ich hatte genug gesehen. — Eine Fluth von Gefühlen und Erinnerungen bestürmte mich, und der einzige wahre Traum meines Herzens, so allumstrickend als hoffnungslos, weil durch Pflicht und Gewissen gewaltiam zurückgedrängt, erwachte wiederum zu alter Lebenswahrheit. Höre der Leier, wie ich zuerst mit Vina Albri bekannt geworden, was ich von ihr und ihrem Lebensschicksal wußte, und wie es sich mit dem meinigen einst verschlungen und in dasselbe bestimmend eingegriffen hatte!

Ein milder Sommerabend zog über dem böhmischen Bude M. herauf, und die Sonne warf immer kürzere Strahlen auf das liebliche Thal, bis die Spitzen der Berge sie allmählig gänzlich verdeckte. — Auch auf der noch vor wenigen Minuten von zahllosen Spaziergängern belebten Kurpromenade ward es plötzlich einsam, und ein Badegast nach dem andern bog ab und suchte so eilig als möglich der schädlichen Abendluft auszuweichen. Nur eine jugendlich schöne Frau schien sich ihres nachtheiligen Einflusses nicht bewußt oder demselben trogen zu wollen. Die maigrünen Bänder ihres eleganten runden Hutes flatterten leicht um das blonde Lockenhaar, und die blaßblauen großen Augen strahlten von Güte und Lebenslust unter so dunklen Wimpern hervor, daß man sich dieses eigenthümlich contrastvolle Naturspiel kaum zu erklären wußte. Sie schritt am Arme eines vornehm blickenden Mannes daher, und ihr lebhaftes Geplauder und fröhliches Gelächter ließ manchen Besucher der an der Kurpromenade befindlichen Schaubuden aufhören und leise seufzen, „daß er nicht auch so schön, jung und glücklich sei.“ Und wer wollte ihm dies verargen? Thut doch eine solche Erscheinung immer wohl, und besonders als Gegensatz zu den dicken, rothen und gewöhnlichen Gestalten, welche allein außer der jungen Frau und ihrem Begleiter noch die Promenade belebten. „Komm nach Hause, Willy!“ sagte sie plötzlich stehen bleibend, „der Nachthau fällt eilig, und ich fürchte, wir haben uns schon mehr verspätet, als ich es verantworten kann. Wie blaß Du plötzlich ausiehst! Möchte Dir diese Unvorsicht doch nur nicht geschadet haben!“ Der Gatte, denn er war es, blickte mit zärtlicher Fügbarkeit auf die sorgende Sprecherin. „Ich gehorche, wie immer, Vina, obgleich ich weder den Nachthau, noch sonst einen schädlichen Einfluß fühle. Aber ganz wie Du es wünschst, mein Lieb! Reicht doch ein Leben nicht aus, Dir zu danken und Dir zu beweisen, wie schmerzlich ich es bereue.“ „Husch, husch, nur das nicht!“ rief sie mit schneller Handbewegung, zog seinen Arm fester an sich und war in wenigen Minuten gleichfalls von der Promenade verschwunden. „Werkwürdig!“ murmelte ich unwillkürlich, „ich möchte wetten, daß diesem goldlockigen Kindergesichtchen im Leben nicht Alles so eben gegangen, als es den Anschein hat, obgleich ich als Grund dafür nur diese flüchtige Beobachtung und mein selten trügendes Malerauge anzugeben habe. Aber interessant ist das junge Paar! Ich möchte wohl, daß ein günstiges Geschick mich noch öfter mit demselben zusammen führte!“ Gleich den folgenden Tag fand sich eine bekannte Gesellschaft in dem nahe bei M. gelegenen Vergnügungslofale von Bellevue zusammen. Die offene Halle war in üblicher Weise mit Tischen besetzt, an denen sich plaudernde Gruppen niedergelassen hatten. Mehr oder minder elegante Toiletten, rauchende Herren und hübsche Musik, deren Echo die Berge fröhlich wiedergaben, vereinten sich hier, um Auge und Ohr auf das mannichfaltigste zu beschäftigen. An dem mir zunächst stehenden Tische sah eine starke, lebhaft blickende ältere Dame, der ein Herr mit weißem Badenbarte und festem, milde Gesichtsausdruck Gesellschaft leistete. Er befand sich, offenbar leidend und gelähmt, in einem Rollstuhl und unter-

hielt seine rebselfige Nachbarin in jeder Pause, welche die schmetternde Hörnermusik und die frischen Nationallieder gestatteten. Da Doctor Wellbrandt, mein Begleiter und Freund, sich für einige Zeit zu einem fernerstehenden Tische gesellt, so befand ich mich allein und konnte nicht umhin, folgende Worte aufzufangen: „Mein gewiß, meine Tochter kommt, Frau von Hell!“ sagte der alte Herr, „sie hat es mir noch heute an der Brunnenpromenade fest versprochen. Da es aber mit dem armen Willy immer eine zweifelhafte Sache ist, und sie ihn niemals allein zu lassen waagt, so dürfen Sie sich über diese kleine Verzögerung nicht in Unruhe versetzen.“ „Sie haben gut reden, mein bester Major!“ fiel die Angeordnete lebhaft ein, „denn Sie können sich von der Aufregung, in der ich mich aus Liebe zu dem armen Kinde befinde, durchaus keine Vorstellung machen. — Ich weiß immer nicht, ob ich die heroische Selbstbeherrschung und Kraft oder den unverfälglichen Frohsinn dieses jungen Weibes mehr anstaunen oder den letzteren als an Leichtsinns streifend mißbilligen soll; denn so stets mit lachender Sorglosigkeit wie auf einem Vulkan zu wandeln —“ „Ja, sie ist eine ungewöhnliche Frau, meine Vina!“ rief der Major mit väterlichem Stolz, „und nimmermehr hätte ich geglaubt, daß ihre weiche fröhliche Natur sich zu solcher Willenskraft und Energie emporzuschwingen könnte. Aber wie dem auch sei, und was man darüber sagen möge, immerhin bleibt es eine große Sache um ein so reges Pflichtgefühl.“ „Doch gewiß nicht eine minder große Verantwortung für diejenigen, welche ein junges Mädchen ungewarnt und eigenmächtig allein auf dasselbe gestellt und demselben so zu sagen Steine für Brod geboten.“ „Ich kann nicht leugnen, daß mich der Gedanke oft quält, ihr die Größe des Wagnisses nicht eindringlicher vorgestellt und mich aus Schwäche und Unentschlossenheit ihrem sofortigen Verlöbniß nicht eifriger widersetzt zu haben.“ Der Major warf einen forschenden Blick auf die lebhaft sprecherin. „Ich weiß nicht, was Sie meinen, Frau Cousine!“ fragte er spitz. „Ich, meinstheils, glaubte wohl zu thun, wenn ich meiner blutarmen, lebensfrohen Tochter einen ehrenwerthen Mann und eine glänzende Versorgung sicherte, und bis jetzt scheint mir ja, Gott Lob, beides vollkommen gelungen zu sein. Was nun Ihre furchtbaren Prognostika und sicher höchst übertriebenen Gerüchte über die Veranlagung und Vergangenheit meines Schwiegersohnes anbetrifft, so kann ich nur sagen, daß sie mich nicht nur betrübt, sondern auch wirklich ärgerlich machen! Was hat Neid, Bosheit und Verleumdung nicht schon zusammen erfunden und erlogen, und namentlich bei Heirathsangelegenheiten? Lassen Sie uns also, wenn ich bitten darf, nicht —“ Der angefangene Satz wurde durch die Ankunft der reizenden Mistress Albi und ihres Gatten unterbrochen — das Paar von der gestrigen Brunnenpromenade. Sie sah in einer duffigen Rosentollette womöglich noch lieblicher aus, und der fein Auge von ihr verwendende Gemahl schien gänzlich in ihre Reize verloren zu sein. „Eine zaubernde Frau, diese Mistress Albi,“ sagte mein Freund Wellbrandt, der sich mir wieder zugesellt

### Mazurka.

Moriz Moszkowski.

The musical score is presented in two systems, each with a piano (p) part on the left and a violin (v) part on the right. The key signature is one sharp (F#) and the time signature is 3/4. The score includes various musical notations such as slurs, accents, and dynamic markings. The first system includes markings like *cresc.*, *f*, *p*, *rubato*, *a tempo*, and *mf*. The second system includes *legato*, *f*, *pp*, *piu f*, *rubato*, *ten.*, *brillant*, *con fuoco*, *riten.*, and *a tempo*. The piece concludes with a *loco* marking.



hatte. „Aber ihr Ehegemahl möchte ich trotzdem nicht sein, denn diese Art von apodiktischer Bestimmtheit und Bevormundung geht denn doch über alles erlaubte Maß hinaus!“

„Zuwiefern?“ fragte ich gespannt. „Ist Dir in die ehelichen Verhältnisse des jungen Paares ein so tiefgehender Einblick gestattet worden?“

„Das nicht; aber ich habe neulich im Theater neben ihnen gesessen und mich den ganzen Abend über den Ton der Dame zu ihrem Gatten geärgert. Man spielte die Raupach'schen Schleichhändler, eine der wirkungsvollsten Possen, die ich kenne, und zwar so gut, als es in einem kleinen Brunnen-Theater nur denkbar ist. Jedermann gab sich der Heiterkeit hin, und Mistreß Albrri sicher nicht am wenigsten. Und dabei schien ihr die Nachlust ihres sonst so einfühligen Mannes geradezu ein Stein des Anstoßes zu sein, und ihr ewiges: „lache nicht, Willy!“ — nicht so laut, lieber Mann!“ tönt mir noch störend vor den Ohren. Hätte sie nicht froh sein sollen, den offenbar kränklichen, schwermüthigen Mann einmal wirklich fröhlich und seinen hypochondrischen Anwandlungen entrückt zu sehen?“

Zu diesem Augenblick erhoben sich unsere Tischnachbarn und rüsteten sich, offenbar ganz ahnungslos, wie scharf sie beobachtet und besprochen worden waren, zu der üblichen Abendpromenade. Indem Mistreß Albrri an uns vorüberschritt, ließ sie ihr Taschentuch fallen und natürlich bückte ich mich, um es ihr zu überreichen. „Mein Freund, der Maler Richardson!“ stellte mich Wellbrandt der leicht Erregten vor, da er selbst des Vergnügens ihrer Bekanntschaft bereits theilhaftig geworden war. Mr. Albrri bat höflich um unsere Begleitung, und so trat ich an der Seite der reizenden Frau und ihrer lebhaften Tante den Heimweg an, der mir noch einmal so kurz erschienen war.

Mistreß Albrri war viel gereizt, hatte London, Oberitalien, die Schweiz und selbst einen Theil von Frankreich gesehen, und ihre Art zu schildern und die empfangenen Eindrücke wieder zu geben, war eben so warm empfunden als ungekünstelt. Es versteht sich, daß die Kunstschätze Venedigs, der Vatican, Florenz u. s. w. sofort einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten, und die Niederländische und Florentinische Malerschule verglichen und in Debatten gezogen wurde. Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß die junge Frau ein ungewöhnlich feines Kunstverständnis und eine weitumfassende Bildung besaß, mußte aber, meines Freundes Wellbrandt eingedenk, gestehen, daß sie ihrem theils nervös erregten, theils sehr einfühligen Gatten ein vortrefflicher Mentor war. — Selbstverständlich endete unser Spaziergang mit Mr. Albrri's Aufforderung, ihm und seiner Frau doch nächstens einige meiner Skizzen zu zeigen, und mit Freuden wurde meinerseits zugesagt. Ich empfand eine ungewöhnliche Anregung, die noch mehr in dem reizvollen Wesen der jungen Frau, als in dem mystischen Nimbus, der ihr Verhältniß zu dem Gatten umgab, ihren Ursprung fand. Jedenfalls hatte ich mir zu dieser neuen Bekanntschaft zu gratulieren, und in froher Erwartung fand ich mich den folgenden Mittag an Mr. Albrri's Thüre ein, um meinen von Schickslichkeit und Neigung gleich lebhaft gebotenen Besuch zu machen. Wie groß war aber meine Enttäuschung, als mir anstatt des gehofften freundlichen Willkommens einfach die Weisung ward: daß Mister und Mistreß Albrri ganz plötzlich in Begleitung der Frau von Hell Bad M. verlassen hätten. — „Aber weshalb, aus welcher Ursache?“ — brach ich unwillkürlich hervor. „Ich habe die Herrschaften noch gestern Abend gesprochen und nicht die leiseste Andeutung einer solchen Absicht erhalten.“ — „Das pausbäckige, nicht eben sehr klug dreinschauende Dienstmädchen zuckte die Achseln. „Es mag wohl sein, weil der alte Major, Vater der Mistreß Albrri, eine Art von Schlaganfall gehabt, und der junge Herr davon so furchtbar aufgeregt geworden ist!“ — „Ist das lakonisch und mit einer mir wahrhaft impertinent erscheinenden Gleichgültigkeit.“ — „Einen Schlaganfall? Und ist derjelbe lebensgefährlich?“ — rief ich mit Ungebuld. — „Der Herr Doctor glaubt es nicht, aber der Herr Major soll außer seinem treuen Diener keine lebende Seele sehen.“ — fuhr die unerhörliche Duenna fort, indem sie phlegmatisch mit ihrem Schürzenbände spielte. „Jedenfalls können der Herr hier nicht hinaus gelassen werden!“ — Dieses war auch meine Ansicht und so blieb mir nichts übrig, als mit einer mir selbst verwunderlichen Niedergeschlagenheit von dannen zu gehen und den weiteren Verlauf der Sache mit Geduld und Ruhe abzuwarten.

Uebrigens ward beides auf keine zu harte Probe gestellt; denn schon den nächstfolgenden Morgen eröffnete mir mein Freund Wellbrandt, daß der Arzt für des Majors Erhaltung so gut wie keine Hoffnung habe, und am Abend desselben Tages hatte er ausgekittet. Sein treuer alter Diener war beauftragt worden, die Leiche auf das Bestizthum Mr. Albrri's in Schlesien zu bringen; — weiter blieb nichts zu ermitteln. — Mit tiefer Wehmuth sah ich den schwarz verhangenen Wagen hinter den blühenden Hecken des Weges und in den prächtigen Waldungen von M. verschwinden, denn mit ihm verschwand eine kleine, vielversprechende Episode meines sonst so eintönigen hiesigen Aufenthalts.

Sich freundlich in die Augen sehn,  
Sich liebevoll die Hände geben,  
Und sich vielleicht nie wiedersehn!“

tönte es unwillkürlich in meinem Inneren, als ich mich schweigend wandte, um mich in meine einsame Wohnung zurück zu begeben.

Mehr als zwei Jahre waren seit dem flüchtigen Zusammentreffen mit den Albrri's in M. dahin gezogen. Der Krieg von 1866 hatte dem österreichischen Volke tiefe, noch lange unheilbare Wunden geschlagen und seine verderbenden Spuren besonders auch einzelnen Theilen des schönen Böhmerlandes eingepägt. Auch das liebliche, vielbesuchte Bad M. stand leer, und ich selbst beschloß daher, mich lieber einmal nach Schlesien zu begeben, um daselbst meine Sommererholung aufzusuchen. Mein Freund Wellbrandt hatte mir hier vor Allem das liebliche V. empfohlen, und ich dort bereits einige angenehme Wochen zugebracht. Es liegt so romantisch wild und doch so anmuthend, wie nur irgend ein Ort im gottgesegneten Schlesienslande, und gerade seine Abgeschlossenheit, wie auch die fehlende Geselligkeit, machte mir den Aufenthalt daselbst doppelt angenehm. Außer einigen, mir oberflächlich bekannten Herren sah ich Niemand und lebte nur der Natur, meinen künstlerischen Studien und meiner durch die Betheiligung an dem Feldzuge etwas angegriffenen Gesundheit.

Für den Morgen meine Kur, für den Nachmittag und Abend einsame Wanderungen in die allseitig reizende Umgegend und künstlerische Beschäftigung, zu der mir jeder Schritt neue Anregung bot. So verging die Zeit im Fluge, und ich fand mich bereits an dem zu meiner Heimkehr bestimmten Termine angelangt. Mein Koffer war gepackt, mein Postbillet für den folgenden Tag gelöst, und mein Zimmer bereits so ungemüthlich und öde als möglich anzuschauen. Dieser Umstand bestärkte mich in meinem Entschlusse, heute noch eine weitere Ausflucht zu unternehmen. So ergriff ich meinen Stok, bat meine Wirthin, mich für etwaige Nachfragen zu entschuldigen, und trat, die nimmer fehlende Skizzenmappe unter dem Arm, meine Wanderung nach einem der wenigen, mir noch unbekanntem Felsengipfel an. Nach etwa einer Stunde war ich am Ziele und blickte staunend in das sich jenseits entfaltende herrliche Thal. Wie hatte ich dieses nur gänzlich übersehen und mich somit um eine der lohnendsten Fußtouren bringen können? — Der Wunsch, noch jetzt hinaufzusteigen, kämpfte mit der Sorge, mich zu übermüden und zu weit zu verlieren, aber der Reiz dieser Natur überwand jedes Bedenken. Mit kühnen Schritten begann ich hinunterzuklettern und, von Zeit zu Zeit ein wenig innehaltend, einige der schönsten Felspartien zu skizziren; denn der Zauber dieser Landschaft erhöhte sich mit jedem Schritte. Endlich setzte ich mich auf einen Felsblock, um die herrliche Aussicht ruhiger auf mich wirken zu lassen. Unter mir drehte eine Waldmühle ihr schnurrendes Rad an einem Bache, der in durchsichtiger Klarheit zu meiner Rechten über buntes Gestein herniederstürzte. Die Abendsonne tanzte nicht mehr auf den Wellen, sondern begnügte sich, auf den Wipfeln der Bäume und Felsen zu ruhen und die feierliche Stille um mich noch erhabener zu machen. Zögernd und mich nur ungern erhebend, schritt ich weiter. Je lautloser um mich, je andächtiger ward es in meinem Herzen, so daß mich zuletzt mein eigener Fußtritt störte. Nur der plätschernde Bach, das fernher summende Mühlenrad und das Zirpen der Heimchen in den regungslosen Zweigen! — „Ach, daß ich mich zu sehr verpätet, um hier noch länger verweilen zu können!“ — dachte ich seufzend und mich zum Heimzuge wendend. Aber in demselben Augenblicke nahm ich wahr, daß ich nicht allein gewesen, denn etwa fünf Schritt zu meiner Rechten saß eine Dame in tiefer Trauer. Sie hatte das Gesicht abgewandt und stützte sich matt auf ihren Sonnenschirm. Bei dem Geräusch meiner Annäherung blickte sie sich um — es war Mistreß Albrri, die ich vor mir sah! — „Verggebung, gnädige Frau!“ — stammelte ich mit einem leichten Anflug von Verlegenheit. — „hätte ich eine Ahnung gehabt, Sie hier zu stören.“ — „Im Gegentheil,“ sagte sie lächelnd, und mit einem vergeblichen Veruche sich emporzurichten. — „Sie scheinen ermüdet und ohne Begleitung,“ fuhr ich zaghaften Tones fort. „Darf ich mich Ihnen in irgend einer Weise zu Diensten stellen?“

„Vielen Dank, Herr Richardson, aber ich bin für den Moment unfähig, den Fuß zu rühren, und muß mich schon gedulden, bis meine gute Tante mir eine Trage herbeigeführt hat. Wir hatten von Schloß G. die Partie nach der Mühle zu Wagen gemacht und wollten, wie gewöhnlich, nur das Gebirge durchfahren. Unten angelangt, zog es mich aber so mächtig in diese großartig liebliche Einsamkeit, daß ich die Tante bat, einen Fußgang die Schlucht hinaus mit mir zu machen. Da bin ich nun ausgekittet und habe mir den rechten Fuß so arg verletzt, daß die Rückkehr mir unmöglich ist. Hoffentlich läßt Tante Hell nicht zu lange auf sich warten, denn der Schmerz mehrt sich mit jedem Augenblicke! — Ich wollte nur, daß ich erst glücklich wieder in meinem Wagen säße!“

„So gestatten Sie mir wenigstens, bis zu dem Eintreffen Ihrer Frau Tante hier zu verweilen, gnädige Frau, denn die Dämmerung beginnt bereits herabzusinken!“ — sagte ich, wehmüthig überaus von der Veränderung, welche sich in dem Aeußeren der in M. von Lebensfrische und Gesundheit strahlenden Mistreß Albrri zugetragen hatte. „Darf ich mir wohl die Frage erlauben, welchem Verluste die tiefe Trauer gilt, in welche ich Sie zu meinem Bedauern gekleidet sehe?“ — „Ich habe dieselbe seit dem Tode meines Bruders noch nicht abgelegt!“ — sagte sie leise, indem eine große Thräne ihr klares Auge trübte. „Es war ein harter Schlag für mich, und dennoch gibt es Dinge, die weit schwerer zu ertragen sind, Herr Richardson; doch brechen wir ab davon!“ — „Ist es soeben die Tante mit den Trägern dort um den Felsenvorsprung kommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthfels Seite 162.

„Schlag als: Schicksalschlag, Schlagfahnen, Taubenschlag, Menschenschlag, Baumschlag, Schlagbaum, Kutschenschlag, Handschlag, Schlag mit der Hand, Schlagfluß.“

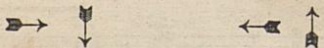
Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 162.

„Amor — Mode — Obin — Reni.“

Buchstaben-Räthsel.

O	R	L	O
M	R	L	M
M	A	I	M
O	A	I	O

Diese 16 Buchstaben lassen sich in 4 lateinische, jeder Deutschen genügend bekannte Worte gruppieren, welche richtig unter einander gestellt in viererlei verschiedener Reihenfolge gelesen, stets dieselben Worte wiedergeben, man mag sie lesen: horizontal abwärts steigend von links nach rechts; vertikal abwärts steigend von links nach rechts; horizontal aufsteigend von unten rechts nach links; vertikal aufsteigend von rechts nach links; also von oben nach unten: | von unten nach oben:



Dr. W. in D.

Correspondenz.

- Abonnetin des Bazar's in A. Ein leicht verdauliches, die Säure nicht angreifendes und nicht brennend schmeckendes Eisenpräparat ist die Eisenzuder oder das Eisenaccharat. Jede größere Apotheke führt dieses Präparat; die Gabe wollen Sie von einem Arzt bestimmen lassen.
- F. . . n. Rumänien. Les fourmis indigènes par Pierre Huber, Genéve. Joel Cherbuliez, Libraire, 2, Grand'rue, 1861.
- C. S. Carnaval. Wenn die Champagnerflöte aus dem Seidentofte durch Abreiben mit einem feuchten Schwämmchen von der Rückseite des Stiefes her fortgehen, müssen Sie das Kleid in eine chemische Reinigungsanstalt schicken. Bei der Empfindlichkeit der Farbe läßt sich ein günstiger Resultat indeß auch hier nicht voraussehen.
- Hausfrau in Köln. Wir erhalten folgende Adressen Gothaer Buchhändler: Gebr. Auerbach, Heinrich Schenk, kleine Esplanade, Köhler, Grefhengeasse.
- Abonnetin in Cronstadt. — A. S. in W. Die Bilder für die Lakoniamagia malt man entweder mit transparenten Oelfarben oder man zieht die Gläser mit Collobion und malt darauf mit Anilinfarben, die man bedient sich dazu besonderer Anilin-Lackfarben, wie solche zuerst noch jetzt das chemisch-technische Laboratorium von Dr. C. Jacoby in Berlin, Chausseestraße 39, liefert.
- India Sch. . . in B. Das Haarfärbemittel Krinochrom, käuflich bei C. Parig, Berlin, Hausvogtelplatz 9; Preis des Cartons 1 Thlr.
- Lieschen K. Alabaster tittelt man mit einer Mischung aus 5 Theilen feinstem Käse (Quart) und 1 Theil frisch gelöschtem Kalk. Die Mischung muß frisch bereitet sein, da sie in ein paar Stunden hart wird.
- Vergiftungsmittel in B. bei Ch. 1. Das unschädlichste weiße Schminkepulver ist Meismehl. — 2. Man darf mit dem vornehmsten und empfindlichsten Sinnesorgan, dem Auge, keine kosmetischen Frevel begehen! — 3. Ein Mittel, das Wachstum der Augenbrauen zu befördern, existirt nicht.
- C. S. in D. Wir rathen vor jedem kosmetischen Gebrauch eines bleichenden Mittels ab, wenn auch der Bleichgrad ein geringer ist. Der tägliche Gebrauch und eine zur Aufnahme von Bleisäuren disponirte Haut können auch ein solches Mittel gefährlich machen.
- M. v. B. in Z. Wir kennen zwar die Zusammenfügung des „Prinzipienwasser's“ nicht, die eingehendete Gebrauchsanweisung enthält aber so viele unumgängliche Verpfehlungen, daß Sie gewiß nichts verlieren werden, wenn Sie dies Geheimmittel nicht gebrauchen.
- H. W. in Koffen. Schicken Sie das Tuch in Judin's chemische Reinigungsanstalt; ist es möglich, dasselbe wieder von seinen Flecken zu befreien, wird es dort am besten geschehen, wo nicht, werden Sie das Tuch zu färben lassen müssen.
- Iba Clara Z. Viel Luft und Licht, fleißiges Baden und der Gebrauch milber Seifen, vor allen Dingen aber fort mit allen Wundermitteln!
- Eine Nathlose. Lassen Sie die Augenlider von einem Arzt unterrichten.
- Nöselin am Aarestrand. 1. Das Wirkamste an den erwähnten Präparaten ist die Neelame, sonst erinnern wir uns nicht, von glaubwürdigen Leuten gehört zu haben, daß sie etwas genützt hätten. — 2. Koffeiner Hair-Restorer enthält schädliche Mengen von Blei; wir erhielten mehrere Briefe, in welchen man uns klagte, daß nach dem Gebrauche dieses Mittels die Haare früher nur wenig ergrauten, jetzt völlig weiß geworden waren. — 3. Die Adresse des Bahnamer Adler, früher in Paris, dann in Genf, ist uns unbekannt; vielleicht kennt sie eine unserer Leserinnen und theilt sie uns auf diese Notiz mit.
- M. B. in A. Das Färben der Schmutzbeeren in verschiedenen Farben ist ausführlich in dem Buche von Wilhelmine Buchholz „Wasser und Seife“ (erschienen Hamburg bei F. F. Richter) beschrieben. — Auch aus buntem Seide können Fleckchen mit Benzol entfernt werden.
- C. A. v. G. 1. Jinkweiß wird von der Haut nicht resorbirt, ist also unschädlich. 2. Krinochrom, s. o. unter India Sch.
- Romanus Gr. in A. — S. R. in Wien. Neugierlich tägliche Einpflanzungen mit Jodtinctur, aber nur nach vorher beim Arzte eingeholter Erlaubniß.
- Tausendköpchen in Preußen. Muttermale kann man, wenn sie klein sind, durch Jmpfen mit Podentympe, sonst durch Brennen mit einem galvanocauterischen Apparat — eine völlig schmerzlose Operation — entfernen lassen.
- H. W. in Ober-Ungarn. Wir wissen nur anzugeben, daß die Pasta Boudour aus Colobream und geriebenen Mandeln besteht, das Recept dazu kennen wir nicht; wollen Sie sich eine dem Original ähnliche Pasta bereiten — der Mandelzulaß erscheint uns sehr überflüssig — so brühen Sie Mandeln ab, verreiben dieselben nach dem Abkühlen und mischen dann soviel Colobream dazu, bis eine dicke Salbe entsteht. Die Mischung ist unschädlich.
- H. v. W. in C. Das Salbenercept führt unter seinen Bestandtheilen ein Quecksilberpräparat auf und darf daher nicht ohne Bewilligung des Arztes angewendet werden.
- M. P. . . . in Kemberg. — Eine curieuse blonde, Raab-Hongrie. Wir empfehlen Ihnen die Benutzung von Ferd. Sitenberg's chemische Wäsche- und Färbearbeiten, Wien, Stadt, Spiegelgasse Nr. 15.
- Abonnetin in S. in Böhmen. Da die Farbe des Seidenstoffes durch die Färbung gelöst worden ist, hilft nur Auffärbenlassen.
- Berontka. 1. Koye's Haarverjüngungstinctur besteht nach Schäbler's Untersuchung aus 10 Grm. Kochsalz, 150 Grm. Franzbranntwein und 8 Grm. Mustardtinctur; dieselbe ist ebenso nutzlos, wie alle ähnlicher angeblühn Haare erzeugenden Mittel. — 2. Geben Sie dem Hunde täglich 1—2 Theelöffel voll Schwefelbläue unter das Futter gerührt, Morgens und Abends.
- C. J. in S. Die besten Fabrikate von condensirter Milch sind die der Anglo-Swiss-Condensed-Milk-Company in Cham und die der Fabrik von F. C. Amend bei Hildburghausen. Die condensirte Milch letzteremannter Fabrik ist weniger süß und dem kleineren Gehalt an Zucker entsprechend reicher an Butter, Eiweiß u. c. als das Cham'er Fabrikat. Die condensirte Milch aus Cham wird in Berlin z. B. vom Hoflieferant F. Sch. u. v. r. 9, Leipzigerstraße 112, detaillirt.
- A. B. in Zw. Wir wissen nicht, wie das Haarfärbemittel Cerealine von Violet zusammengelezt ist, halten uns aber bereit dasselbe auf einen Behälter an Blei u. c. zu untersuchen, wenn Sie uns das Mittel einschicken wollen.
- Alte Abonnetin in W. Sie beschreiben eine Nagelkrankheit, die der Krätze in Augenschein nehmen und behandelt muß.
- Abonnetin in F. 1. Man kann mit dem Krinochrom die Haare schwarz sowohl wie braun färben. 2. Der Kampfer ist für den angegebenen Zweck zwar unschädlich, aber, fürchten wir, nutzlos.
- Langjährige Abonnetin aus Grätz. Verdünnetes Wasserstoffsuperoxyd als Haarbleichmittel verwendet ist unschädlich für das Haar; Sie erhalten dasselbe in Schering's grüner Apotheke, Berlin, Chausseestraße Nr. 21.
- Grethen's Mutter. Da Ihnen die nöthigen Appreturvorrichtungen fehlen, müssen Sie den Balletot in eine gutberufene chemische Reinigungsanstalt schicken.
- Grille. — Iba in S. Hausgrillen und Heimchen u. c. können den Geruch von Brennpetroleum nicht vertragen, bringen Sie dasselbe in die Schlupfwinkel und Ritzen und vertreiben diese danach mit Glaserkitt.
- Drei junge Frauen aus Kiew. Carmin aus der Apotheke.
- Pauline K. in P. Wenn Prof. Paganano's Flechten-Kommode ein officinell ausgebotenes Geheimmittel ist — wir kennen dieselbe nicht — so rathen wir vom Gebrauche ab und empfehlen Ihnen, sich an einen Arzt zu wenden.
- A. B. in B. Die Vorschrift, die Haare ohne Brenneisen zu kräuseln, lautet: 2 Unzen Borax mit 1 Drachme Gummi arabicum werden in einem Quart warmen Wassers aufgelöst, und der Lösung 3 Eßlöffel Kampferspiritus hinzugefügt. Mit dieser Mischung wird das Haar des Abonneten benetzt und ausgekittet, des Morgens ausgekämmt und über den Lodenstoff gezogen; die damit erzielten Locken erscheinen natürlicher, wenn er steif, als die gebrannten, und das Mittel greift das Haar nicht an. Beim Gebrauche solcher Klebemittel muß man Sorge tragen, durch öfteres Waschen des Haares und der Kopfhaut (mit Eigelb) das Verkleben des Haares und der Hautporen zu verhüten.
- C. P. L. Wenn wir wie angegeben verfahren wird, leidet die Leinwand in der Bleiche durchaus nicht. Kann de Javelle ist unterchlorigsaures Natrium und in jeder Apotheke oder Droguenhandlung zu kaufen.
- Wartenberg in Throl. Ein Mittel gegen Kopfschuppen ist auf Seite 66 des Bazar 1873 (Schiffre 3. v. S. in Wien) angegeben worden. — Das betreffende Angemittel ist in gewissen Fällen ganz zweckentsprechend, doch eben nicht in allen, und deshalb darf es nur dann gebraucht werden, wenn der Arzt nichts dagegen hat.
- Abonnetin in B. bei L. Rothhaarbüte werden mit einer Auflösung von Gelatine in Wasser (etwa 5 Theile Gelatine auf 100 Theile Wasser) gebleicht, versuchen Sie dieselbe Appretur auch bei den Näcken.
- A. v. A. in C. . . . f. Wir rathen entschieden von diesem durchaus unsicheren Experiment ab; brauchen Sie keine anderen Mittel, als diejenigen, welche von der natürlichen Pflege des Haares geboten werden; im vorliegenden Falle werden die Haare sich voraussichtlich ganz von selbst ergänzen.